

1,30 DM / Band 26
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Maringo, der Höllenreiter



Maringo, der Höllenreiter

John Sinclair Nr. 26

von Jason Dark

erschienen am 02.01.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Maringo, der Höllenreiter

Die Nacht kam ohne Übergang, löste die Gluthitze eines heißen Tages ab und brachte den Kälteschock mit in die weite Arizonawüste. Die Temperaturen fielen. Viele Steine und Felsen, die tagsüber aufgeheizt worden waren, platzten wegen der enormen physikalischen Kräfte auseinander. Sonst regte sich kaum etwas in dem einsamen Landstrich. Samtblau schimmerte der Himmel. Sternhaufen funkelten in kalter Pracht. Der aufgehende Mond schickte silbriges Licht auf das Band der Schnellstraße, die, wie mit dem Lineal gezogen, den großen Wüstenabschnitt zerteilte. Nichts deutete auf Leben hin.

Kein Auto fuhr über die Straße. Nur der leichte Nachtwind säuselte in den Felsspalten und fing sich an harten, schroffen Felsecken. Staub wurde aufgewirbelt und zu langen, fontänenartigen Schleiern geformt.

Diese Nacht sollte zu einem Meilenstein des Schicksals werden, denn der Wind, der von den Bergen kam, hatte einen unsichtbaren Begleiter. Das Grauen…

Es lauerte im verborgenen und wartete darauf, an die Oberfläche getragen zu werden. Ein bestimmtes Ereignis nur mußte eintreten, damit das wahr werden konnte, was vor Hunderten von Jahren schon in der Alten Welt geschehen und auch aufgezeichnet worden war.

Die Zeit hatte den Mantel über vieles gedeckt, das große Vergessen überfiel die Menschen. Fortschritt und Technik verdrängten die alten Ängste, Mythen und Sagen. Doch es gab jemanden, der nicht vergessen konnte und es auch nicht wollte. Dieser Jemand hatte lange gewartet, doch nun hielt er die Zeit für reif, um zuzuschlagen. Es war der Schwarze Tod!

Zuerst war er nur ein schillernder Punkt in der unendlichen Weite der Wüste.

Doch langsam wurde er größer, hob sich ab von der kargen Erde und wuchs auf zu einer erschreckenden Gestalt. Der Schwarze Tod kam!

Er war das Böse schlechthin und kannte nur das Chaos und die Vernichtung. Sein Alter war unbestimmt. Er konnte zehntausend, aber auch zwanzigtausend Jahre alt sein. Legenden berichteten, daß er schon bei den Ägyptern Furcht und Schrecken verbreitet hatte, und selbst in Atlantis hatte er seine Finger mit im Spiel gehabt.

Er brachte die Pest, hetzte die Menschen des Mittelalters auf zu Hexenverbrennungen, lenkte Kriege und freute sich diabolisch, wenn das Böse triumphierte.

Doch immer hatte es Menschen gegeben, die sein verruchtes Spiel durchschauten, ihn im letzten Augenblick hinderten, die Herrschaft völlig an sich zu reißen.

Und diese Menschen verfolgte der Schwarze Tod mit seinem glühenden Haß. Ja, er haßte sie.

Vor allem John Sinclair. Dieser Mann hatte ihm Niederlagen beigebracht. Schmerzliche sogar, denn er hatte Myxin, seinen alten Widersacher aus den Tagen von Atlantis, zum Leben erweckt. Das würde ihm der Schwarze Tod nie vergessen. In letzter Zeit hatte er sich zurückgezogen wie ein räudiger Straßenköter, der sich nach einem harten Kampf die Wunden leckt. Aber es war nur die Ruhe vor dem Sturm. Er hatte nur nach einer günstigen Gelegenheit gesucht, um erneut zuschlagen zu können. Jetzt hatte er sie gefunden.

In der Wüste von Arizona lauerte das Böse. Verborgen unter tiefstem Gestein lag das Schreckgespenst begraben, das schon vor Hunderten von Jahren alle Indianer gefürchtet hatten. Der Höllenreiter! Ihn

wollte der Schwarze Tod erwecken.
Schritt für Schritt näherte er sich seinem Ziel. Er trug ein langes schwarzes Gewand, das beim Gehen um seine bleiche Skelettgestalt flatterte. Pechschwarz war sein Schädel, nur die Augen strahlten in einem fahlen Weiß.
Ein makabrer Kontrast.
Für den Schwarzen Tod gab es kein Hindernis. Er schwebte über Felsen und Dornbüsche, glitt an verkrüppelten Bäumen vorbei und ging traumhaft sicher durch ein Kakteenfeld. Er zog eine Staubfahne hinter sich her, deren Partikel im Mondlicht wie kleine Diamanten glitzerten.
Der Mond hing als fast runde Scheibe über den Bergen im Nordwesten. Es waren die Grand Wash Cliffs, nahe der Hualpai-Indianer-Reservation. Sie gingen direkt über in die Schwarzen Berge, die die beiden Staaten Arizona und Nevada voneinander trennten.
Die Ausläufer der Berge waren das Ziel des Unheimlichen.
Hier lag das Grab des Höllenreiters.
Niemand sah den Schwarzen Tod, als er über die Felsen stieg und das kleine, von Wind und Regen blankgewaschene Plateau erreichte, wo das Grab lag.
Die Stätte war nur wenigen bekannt. Einige alte Indianer kannten noch diesen Flecken Erde, doch sie behielten ihr Geheimnis für sich.
Sie wollten das Böse nicht herausfordern.
Ein schwarz glänzender, eingekerbter Stein bildete die Grenze des Plateaus. Der Stein sah aus wie zwei hocherhobene mahnende Finger. Wenn die Sonne darauf schien, wechselte er seine Farbe. Meist schimmerte er dann bläulichgrün.
Vor dem Stein blieb der Schwarze Tod stehen.
Der Mond befand sich schräg über dem Plateau. Er warf sein fahles Licht auf den Höllenboten und spiegelte sich in den Augen des Unheimlichen.
Augen, die plötzlich groß wurden und sich rasend schnell drehten. Sie wechselten die Farbe, wurden rot und glichen rotierenden Feuerrädern.
Der rote Schein breitete sich aus, blieb nicht allein auf die Augen konzentriert, sondern übergoß den seltsam geformten Stein mit seinem blutigen Licht.
Kehlige, krächzende Laute drangen aus der Mundöffnung des Schwarzen Tods. Er bediente sich einer uralten Geheimsprache, die nur noch ranghohen Dämonen bekannt war. Und der Stein reagierte. Er veränderte sich.
Seine Form floß in die Breite. Die beiden ›Finger‹ sanken zurück, wurden langgezogen zu einem Rechteck mit runden Kanten.
Noch immer umfloß die magische Kraft der Augen den schwarzen

Stein, drang tief hinein in die Poren und holte den aus der Erde, den es zu erwecken galt. Urplötzlich platzte der Stein auseinander. Eine Dampfwolke zischte aus der Öffnung, versprühte feinen Nebel, der gegen den Himmel Weg und die Form eines nachtdunklen Pferdes mit glühenden roten Augen annahm. Dann folgte der Reiter. Er stieg aus der Öffnung.

Sein Körper war hochgewachsen, breit die Schultern. Muskeln und Sehnen spielten unter der bronzefarbenen Haut. In der rechten Hand hielt der Reiter eine glühende Lanze. Sie erstrahlte in einem gelblich kalten Licht und übergoß damit das Gesicht des Reiters.

Es zeigte asketische Züge. Zwei scharfe Falten zogen sich von der Nasenwurzel bis zu den Kinnwinkeln hin. Die Nase selbst sprang vor wie ein Erker. Dieser Reiter war das Musterbild eines Indianers, wenn nicht die toten Augen in seinem Gesicht gewesen wären und das V-förmige blutrote Zeichen auf seiner Stirn, das von dem blauschwarzen, langen Haar nicht verdeckt wurde. Maringo war erwacht.

Die böse Magie eines mächtigen Dämons hatte aus dem Toten einen lebenden Toten gemacht.

Maringo, einst Herr der Wüste, sollte wie früher Angst und Schrecken verbreiten.

Er verneigte sich vor dem Schwarzen Tod. Dabei faltete er die Hände vor der Brust zusammen. Dann stakste er davon. Und er wurde von Sekunde zu Sekunde größer. Im gleichen Rhythmus wuchs auch sein Pferd. Als beide die dreifache Größe erreicht hatten, hörte der Wuchs auf.

Maringo schwang sich auf sein Pferd. Er stieß einen wilden, urwüchsigen Schrei aus und galoppierte davon. Die Beine des Pferdes wirbelten eine lange Staubfahne hoch, die sich nur langsam dem Boden entgegensenkte. Der Schwarze Tod aber war zufrieden. Er stieß ein teuflisches Gelächter aus, das sich in der tiefschwarzen Wüstennacht verlor…

***

Es war ein Bild für die Götter!

Dieser Spruch fiel mir ein, als ich Bill Conolly seinen Stammhalter auf den Armen halten sah.

Conolly junior strampelte mit seinen kleinen Beinen, schlug mit den Händen nach Bills Gesicht, und sein Vater schnitt Grimassen, daß ein Pantomime hätte neidisch werden können. Ich war auch stolz auf den Kleinen. Schließlich trug mein Patenkind meinen Vornamen John.

Sheila stand in der offenen Tür und beobachtete lächelnd das Bild. Sie war eine Traumfrau. Auch nach der Geburt ihres Sohnes hatte ihre Figur nichts von ihrer Schönheit verloren. Bill schnitt weiterhin Fratzen, während Sheila meinen Sessel ansteuerte. Ich hatte die Beine

ausgestreckt und auf einen kleinen Lederhocker gelegt. Eine Flasche Bier stand bereit, etwas Salzgebäck – kurzum, ich fühlte mich wohl bei meinen Freunden.

Ich hatte von meinen letzten Abenteuern berichtet, und Bill bekam, wie immer, glänzende Augen.

Ich hörte ihn noch sagen: »Da wäre ich gern dabeigewesen.«

Dann folgte Sheilas Blick, und Bill schwächte ab. »Ich weiß, Darling, ich bin jetzt Vater und trage Verantwortung. Aber träumen darf man doch.«

»Wenn es dabei bleibt, ja.«

Ich konnte sowohl Sheila als auch Bill verstehen. Sie wollte nicht, das ihrem Mann etwas zustieß, da John Conolly geboren war. Mit Schrecken dachte ich noch an die letzten Stunden vor der Geburt zurück. Unsere Gegner hatten alles versucht, um Sheila und das Kind in ihre Hände zu bekommen. Fast wäre es ihnen gelungen.

Und in Bill brannte weiterhin die Abenteuerlust. Auch verständlich, denn Bill zählte zu den Reportern, um die sich die einschlägigen Zeitungen und Magazine rissen. Seine Berichte und Reportagen wurden ihm mit Kußhand abgenommen. Auch jetzt schrieb er hin und wieder brandheiße Artikel. Sheila ließ sich auf der Sessellehne nieder und lehnte ihre Hand gegen meine Schulter. Die junge Frau trug einen langen Kaminrock und eine bunt bedruckte Bluse im Folklore-Look. Sie deutete auf Bill und den kleinen John. »Reizt es dich nicht, auch Vater eines Stammhalters zu sein?«

Ich lächelte. »Reizen schon.«

»Und eine Frau wäre auch vorhanden.«

»Mehrere.«

»Au, hier staubt's!« rief Bill.

Sheila konnte es nicht lassen. Sie wollte mich wie ein Lotse in den Hafen der Ehe führen. Aber das war nicht drin. Ich steckte zu tief in meinem Job. Auch wenn ich ihn aufgab, würden mir die Mächte der Finsternis keine Ruhe lassen. Ich hatte ihnen bereits zu viele Niederlagen beigebracht. Das vergaßen sie nie.

Die Frau, die Sheila meinte, hieß Jane Collins und war Privatdetektivin.

»Ich weiß schon, John«, sagte sie, »dein Job.« Sie rutschte von der Sessellehne und schaute auf ihre Uhr.

»Es wird Zeit, Bill, der Kleine muß ins Bett.«

»Schade.« Bill reichte seinen Sohn weiter, nicht ohne ihm vorher noch einen Gute-Nacht-Kuß gegeben zu haben.

»Und wir setzen uns auf die Terrasse«, sagte er und stand auf. »Komm, John.«

Ich winkte dem kleinen John zu, stand auf, nahm mein Glas mit und folgte Bill.

Es war ein herrlicher Juliabend. Im Westen färbten die letzten Strahlen der Sonne den Himmel glutrot. Fast waagerecht fielen sie über das Land, betupften auch die Wasseroberfläche des Schwimmbades hinter dem Haus und malten dort einen zitternden Streifen von einem Beckenrand zum anderen. Ich ließ mich in einem bequemen Stuhl nieder. In der Eisbox standen kühle Getränke bereit. Ich entschied mich für Bitter Lemon.

»Möchtest du Musik hören?« fragte Bill. Ich hatte die Augen halb geschlossen und schüttelte den Kopf.

»Nein, die Stille gefällt mir besser.«

Bill lachte. »Alter Genießer.«

Zwischen den Tannen führten Mücken ihren bizarren Abendtanz auf. Ein leichter Wind war aufgekommen, kühlte unsere Gesichter und bewegte die Zweige der Ziersträucher.

»Du hast es gut«, sagte ich. »Wenn ich da an mein Apartment denke…«

»Bau dir doch auch ein Haus.«

»Nein, so weit weg von der City möchte ich nicht wohnen. Ist nicht drin.«

Bill drehte sein Glas in den Händen. Die Eiswürfel im Orangensaft klingelten gegeneinander. »Hast du bereits einen neuen Fall in Sicht?« fragte er.

»Zum Glück nicht.«

»Und der Schwarze Tod?«

»Hat lange nichts mehr von sich hören lassen.«

»Vielleicht hat er aufgegeben.«

Ich schüttelte den Kopf. »Glaube ich kaum. Der gibt nicht auf. Das kann er sich gar nicht leisten. Er ist immerhin die rechte Hand des Teufels. Und Asmodis hat noch nie aufgesteckt.«

»Meinst du denn, daß du ihn schaffst?«

»Wen? Asmodis?«

»Nein. Den Schwarzen Tod.«

Ich verzog das Gesicht. »Schwer zu sagen, Bill. Bis jetzt hatte ich Glück. Und wenn ich ehrlich sein soll, er ist mir weit überlegen. Er hat Machtmittel zur Verfügung, mit denen er mich leicht besiegen kann. Aber ich habe ja nicht nur ihn als Gegner.«

»Ich weiß, worauf du anspielst.« Bill nahm einen Schluck »Myxin, der Magier.«

»Eben.«

»Sei froh, daß auch er dem Schwarzen Tod feindlich gesonnen ist.«

»Und dann ist da noch der Spuk«, sagte ich. »Herr im Reich der Schatten und Herrscher über die Seelen verstorbener Dämonen. In New York habe ich zum erstenmal mit ihm Bekanntschaft gemacht. Ich habe zwar großes Unheil verhindern können, aber den Spuk

konnte ich nicht fassen.«

»Man müßte die Dämonenbekämpfung besser organisieren«, überlegte Bill Conolly laut. »Sicher, es gibt Einzelgänger wie dich, die gegen die Macht des Bösen ankämpfen. Aber reicht das?«

»Nein.«

»Siehst du.«

»Trotzdem, Bill. Ich bin gegen eine Neuorganisation. Durch meine Planstelle bei Scotland Yard steht mir ein moderner Apparat der Verbrechensbekämpfung zur Verfügung. Das darfst du nicht außer acht lassen.«

»Stimmt auch wieder.«

Das Gespräch versickerte. Wir schwiegen und hingen unseren Gedanken nach. Aus dem Haus hörten wir Sheilas Stimme. Sie sang dem kleinen John ein Schlaflied vor.

Ich hatte mich zurückgelehnt. Meine Blicke glitten über die prächtige, kurzgeschnittene Rasenfläche, verweilten bei den dicht nebeneinanderstehenden Tannen – und plötzlich glaubte ich zu träumen.

Die Luft zwischen zwei Tannen begann zu flimmern. Sie bewegte sich, ein grünliches Leuchten kam auf, und plötzlich materialisierte sich eine Gestalt. Eine Gestalt, die ich kannte, von der wir vor wenigen Minuten noch gesprochen hatten. Es war Myxin, der Magier! Er kam, um mich zu besuchen. Auch Bill hatte ihn gesehen.

»Das gibt’s doch nicht«, flüsterte er. »Wer – wer ist das?«

»Myxin«, antwortete ich.

Er war es tatsächlich. Und er näherte sich. Langsam ging er über den Rasen. Er war nicht sehr groß, reichte mir kaum bis an die Schultern. Seine Haut schillerte grün. Das Gesicht war schmal und etwas in die Länge gezogen. Dazu paßten auch die übergroßen Ohren und der schmale Mund. Er trug dunkle Kleidung, ein graues Gewand, das mit magischen, grünen Symbolen bestickt war. Ich setzte mich.

Jetzt betrat Myxin die Terrasse. Neben mir stöhnte Bill auf.

»Das gibt es doch nicht«, flüsterte er wieder und schüttelte den Kopf.

»Sei ruhig!« zischte ich.

Vor dem runden Tisch blieb Myxin stehen. Nur dieses Möbel trennte uns noch voneinander.

Die Lippen des Magiers verzogen sich zu einem spöttischen Lächeln. Dann begann er zu sprechen. Er redete leise, aber mit einem ironischen Unterton in der Stimme. »Wie ich sehe, geht es dir ausgezeichnet, John Sinclair.«

»Ich kann nicht klagen. Aber wir haben lange nichts voneinander gehört, Myxin.«

»Das liegt in der Natur der Sache. Ich habe einige Dinge zu ordnen, die viel Zeit in Anspruch nehmen. Aber du solltest dich nicht auf die

faule Haut legen, John Sinclair.«
»Gibt es etwas Besonderes?« fragte ich.
»Das kann man wohl sagen.« Er legte eine kleine Pause ein, bevor er weitersprach. »Der Schwarze Tod ist wieder aktiv!«
Zack! Der Satz hatte gesessen. Ich erschrak. Vor wenigen Minuten noch hatten Bill und ich von meinem Supergegner gesprochen. Und jetzt erhielt ich die Nachricht, daß er wieder aufgetaucht war. Ich wußte, daß das Verhältnis zwischen dem Schwarzen Tod und Myxin sehr gespannt war, obwohl beide dem Bösen dienten.
Und wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte. »Wo ist er aufgetreten?« fragte ich. Meine Stimme klang heiser.
»In Amerika.«
»Du liebe Güte.«
»Er hat Maringo erweckt«, erzählte Myxin weiter, »Maringo ist der Höllenreiter, ein Dämon, der schon vor Jahrhunderten dem Schwarzen Tod zur Seite gestanden hat und sein Leibwächter war. Vorsicht, Maringo ist gefährlich.«
»Und warum warnst du mich?« wollte ich wissen.
»Ich will nicht, daß der Schwarze Tod zu mächtig wird.«
»Dann schalte diesen Höllenreiter aus«, sagte ich.
Er lachte nur. »Nein, das ist deine Aufgabe. Ich habe andere Sachen zu erledigen. Ich muß erst in meiner Welt Ordnung schaffen. Aber dann werde ich meinen Gegnern einheizen.«
»Auch mir?«
Er lächelte wissend. Dann drehte er sich um und ging ebenso rasch, wie er gekommen war.
Bill schaute mich erstaunt an. »Das war also Myxin«, krächzte er. Ich sah dem Magier nach. Urplötzlich verschwand er zwischen den Bäumen.
»Ja, das war er.«
Bill Conolly trank hastig sein Glas leer. Er stand noch immer unter dem Eindruck des eben Erlebten. »Glaubst du seinen Worten, John?«
»Natürlich. Welchen Grund sollte er haben, mich zu belügen?«
»Kennst du dich bei Dämonen aus?«
»Ein wenig schon, mein lieber Bill. Und ich weiß auch, daß Myxin mir dankbar ist, weil Suko und ich ihn aus einem zehntausendjährigen Schlaf erweckt haben. Das darfst du nicht vergessen, Bill.«
»Okay, du willst also in die Staaten. Aber Amerika ist groß. Du weißt ja nicht einmal, wo dieser komische Höllenreiter aufgetreten ist.«
»Ich werde es herausfinden.« Dann stand ich auf. »Tut mir leid, Bill, aber die Pflicht ruft.«
Mein Freund nickte. Traurig, wie mir schien. Bestimmt wäre er gern mitgeflogen, aber das war nicht möglich. Wir hörten den kleinen John weinen. Bill deutete nach oben. »Er will nicht einschlafen.«

»Gut. Dann bestell Sheila die besten Grüße.« Wir gaben uns die Hand.

Bill sagte: »Paß auf dich auf, John!« Der Reporter ging noch mit zur Garage. Dort hatte ich meinen Bentley abgestellt.

Beide sahen wir auf Anhieb das Papier, das unter dem rechten Wischer klemmte. Es war ein Zeitungsartikel, der über einen Reiter berichtete. Ein alter Farmer aus Hickory hatte Pferd und Reiter gesehen. Ich steckte den Artikel ein.

»Dann weiß ich ja, wo ich hinfahren muß«, sagte ich optimistisch. »Myxin hat wirklich an alles gedacht.«

Noch einmal reichten wir uns die Hände. Dann fuhr ich los. Bill sah mir so lange nach, bis der Wagen durch das Tor verschwunden war. Ich fuhr wieder einem neuen, brandheißen Fall entgegen.

***

Das Reklameschild einer Benzinfirma leuchtete weit in die Dämmerung hinein. Unter dem Schild stand »Motel«. Die Leuchtreklame flimmerte intervallweise auf. »Da machen wir Rast«, sagte Glenn Remmick.

Susan, seine Frau, gähnte. Sie räkelte sich auf dem Beifahrersitz des Ford Mustang und meinte: »Schlafen wäre mir lieber.«

Glenn schüttelte den Kopf. »Kommt nicht in Frage. Wir müssen morgen in Las Vegas sein, und bis dorthin sind es noch hundertfünfzig Meilen. Glaubst du, ich lasse mir das Geschäft entgehen?«

»Okay, meinetwegen.«

Remmick war Vertreter für Automaten. Er hatte vor wenigen Wochen durch Zufall dem Sprößling eines Mafioso das Leben gerettet. Der Fünfjährige war in einen reißenden Gebirgsbach gefallen. Remmick war hinterhergesprungen und hatte ihn an Land gezogen.

Der Vater zeigte sich dankbar. Als er hörte, welchem Job Remmick nachging, lächelte er nur.

»Okay, ich kann etwas für Sie tun, Glenn. Sie bekommen die Vertretung des Casino Royal in Las Vegas.« Remmick hatte nur geschluckt. Und dann waren seine Augen feucht geworden. Von solch einer Vertretung konnten Leute wie er nur träumen. Der Job warf im Jahr bestimmt hunderttausend Dollar ab.

Der Mafioso hatte gelacht. »Fahren Sie nach Las Vegas, und setzen Sie sich mit meinem Freund Altafini in Verbindung. Ich werde ihn anrufen und informieren.« Remmick hatte seine Frau gebeten, in den Wagen einzusteigen. Einfach so. Erst als sie hinter Phoenix waren, hatte er ihr von seiner neuen Vertretung berichtet. Natürlich war Susan begeistert. Geld konnte sie nie genug haben. Susan Remmick war zweiunddreißig Jahre alt, hatte blond gefärbtes Haar und war leicht hysterisch. Ihr fehlte es an nichts, nur hatte sie keine Aufgabe.

Susans Figur war etwas üppig. Das knappsitzende Kleid betonte ihre mollige Figur. Das Haar trug sie kurz geschnitten, aber toupiert. Sie liebte knallrote Lippenstifte und Schuhe mit Stöckelabsätzen. Ein Überbleibsel aus der Zeit, als sie noch Serviererin in einem Schnellimbiß war. Ihr Mann hatte sie vor fünf Jahren von der Theke weg geheiratet. Die Scheinwerfer des Mustang erhellten die Dämmerung. Im Westen leuchtete noch glutrot die Sonne hinter den Bergen. Bald würde sie verschwunden sein. Die Einfahrt zur Tankstelle tauchte auf. Glenn betätigte den Blinker und riß den Mustang in die Rechtskurve. Die hinteren Reifen protestierten kreischend. Jenseits der Tankstelle lag die Raststätte. Ein großer, verglaster Bau, hinter dessen Scheiben es hell schimmerte.

»Wir tanken erst und gehen dann was essen«, sagte Glenn.

Neben einer Zapfsäule ließ er den Wagen ausrollen. Es dauerte eine halbe Minute, bis sich der Tankwart sehen ließ. Er war ein junger Bursche mit einer Schirmmütze auf dem Kopf. Sie konnte das fettige schwarze Haar kaum bändigen. Glenn Remmick stand neben dem Wagen. Er hatte die linke Hand auf das Dach gestützt.

Remmick war ein hochgewachsener Mann mit dunklem Oberlippenbart und schwarzen Haaren, das an einigen Stellen schon einen grauen Schimmer zeigte. Er trug ein enges blaues Hemd und Jeans. Das Hemd hatte er bis zum Bauchnabel hin geöffnet. Auf seiner Brust wuchs ein dunkler Haarpelz.

Der Tankwart schaute Glenn fragend an. »Volltanken.«

»Okay.«

Während der Superkraftstoff in den Tank lief, putzte der Tankwart die Scheiben. Er spitzte die Lippen, als er die Frau auf dem Beifahrersitz sah, sagte jedoch nichts. Remmick zahlte und legte noch einen halben Dollar Trinkgeld hinzu. Der Tankwart bedankte sich nicht einmal.

Fünfzehn Sekunden später rollte der Mustang den gewundenen Weg entlang, der zum Rasthaus führte. Das Motel lag etwas versetzt daneben. Eine Buschgruppe schirmte es zur Straße hin ab.

Noch immer lastete die drückende Hitze über dem Land. Es roch nach Benzin und Schmieröl. Susan verzog das Gesicht. Sie haßte diesen Geruch. Die Raststätte war mit einer Klimaanlage ausgestattet. Es gab eine große, halbkreisförmige Theke, einige Stehplätze und auch ein paar Sitzgelegenheiten.

»Wohin?« fragte Glenn. Susan deutete auf die Theke.

Sie nahmen Platz. Die Ledersitze der Hocker waren angenehm kühl. Es herrschte kaum Betrieb. Außer ihnen saß noch ein glatzköpfiger Mann am anderen Ende vor einem Salatteller.

Ein dunkelhäutiger Junge fragte nach ihren Wünschen. Der Knabe trug eine weiße Mütze auf seinem Krauskopf. Glenn bestellte erst

einmal Fruchtsaft.

»Für mich einen Whisky«, sagte Susan schnell.

»Muß das sein?«

»Ja«, erwiderte sie. »Sonst schlafe ich ein.«

»Von dem Alkohol wirst du noch müder.«

»Fängst du schon wieder an?«

»Okay, du hast recht, und ich habe meine Ruhe.« Die Getränke wurden gebracht. Glenn bestellte ein T-Bone-Steak mit Mais und Salat.

Susan nahm nur Salat. Sie aß aber zuvor noch einen Becher Joghurt.

Glenn schlug mit der flachen Hand auf das braune Tresenholz. »Wenn das Geschäft klappt, sind wir aus dem Schneider. Dann machen wir erst einmal eine Weltreise.«

Susans Lächeln war mitleidig. »Versprich dir nur nicht zuviel davon. Den Mafiosi kann man nicht trauen.«

»Ach was. Schließlich habe ich dem Bengel das Leben gerettet. Und die Spaghetti sind sehr familiär eingestellt. Die vergessen so etwas bestimmt nicht.«

»Sie sind Gangster.«

»Na und?«

Susan atmete tief ein. »Ich habe erlebt, wie sich die Mafia damals unseren Schnellimbiß unter den Nagel reißen wollte. Zweimal haben sie die Einrichtung zertrümmert.«

»Das ist doch etwas ganz anderes.«

»Du mußt es ja wissen.«

Das Steak wurde gebracht. Es lag auf einem extra großen Teller. Die Kräuterbutter verlief auf dem Fleisch. Glenn griff zum Besteck. »Das ist das Richtige«, sagte er und schnalzte mit der Zunge.

Susan beschäftigte sich mit ihrem Salat. Ihr Mann aß mit gesundem Appetit. Er hatte seit dem Mittag nichts mehr zu sich genommen, es schmeckte ihm dementsprechend. Er bestellte sich auch noch eine Flasche Bier und leerte das erste Glas in einem Zug.

»Ah«, sagte er, »das tat gut.« Dabei wischte er sich den Schaum aus dem Oberlippenbart.

Als er das Glas wieder zurückstellte, sah er den alten Mann, der auf dem Hocker neben ihm Platz nahm. Glenn drehte sich ganz um und blickte in ein lustiges, kleines Augenpaar. Darunter befand sich eine Knollennase. Sonst war von dem Gesicht nichts zu sehen.

Der Oldtimer trug Weidereiter-Kleidung. Jeans, ein kariertes Hemd und eine braune, ärmellose Weste darüber. »Good evening, Mister«, grüßte er. Glenn nickte zurück.

Der Keeper wieselte herbei. Sein rechter Arm schnellte vor wie eine Lanze. Dabei wies der Zeigefinger auf die Brust des Alten. »Du bekommst hier nichts mehr, Herby. Es sei denn, du zahlst dein Bier sofort. Keinen Kredit, hat der Chef gesagt.«

Herby bewegte ein paarmal den Mund, so daß der Bart auf- und abtanzte. Dann sagte er: »Als ich so jung war wie du, hätte es niemand gewagt, einen Älteren auch nur dumm anzusehen. Mein Vater war noch mit Wyatt Earp befreundet. Und ich hätte dir vor fünfzig Jahren beide Ohren abgeschossen, wenn du mich so behandelt hättest.«

»Die alten Zeiten sind vorbei, Herby. Sorry. Kein Geld – kein Bier. So ist das.«

»Okay, dann.« Herby rutschte wieder von seinem Hocker.

Glenn hatte das Gespräch mitgehört. Ihm tat der alte Mann leid. Er hatte etwas für solche Leute übrig. Außerdem kam es ihm auf ein Bier wirklich nicht an.

»Moment noch, Herby«, rief er und schluckte das Stück Fleisch hinunter. »Ich bezahle das Bier.«

»Glenn!« zischte Susan. »Halt du dich raus.«

Der Keeper zapfte schon. Er ließ einen gläsernen Krug volllaufen. Herbys Augen wurden groß. Hastig kletterte er zurück auf den Hocker. »Sie sind ein Engel, Mister.«

»Ich heiße Glenn.«

Das Bier wurde gebracht. Herby nahm den Krug entgegen, setzte ihn an, trank, trank und trank. Auf einmal war der Krug leer. Nur noch einige Schaumstreifen liefen an der Innenseite des Glases entlang und sammelten sich auf dem Boden zu einer hellen Pfütze.

»Noch einen«, bestellte Glenn.

»Wolltest du nicht fahren?« fragte ihn seine Frau.

»Ein paar Minuten haben wir noch Zeit.«

Der Oldtimer erhielt seinen zweiten Krug. Diesmal trank er langsamer. Als er ihn halbleer absetzte, fragte er: »Sie wollen heute noch wieder weg?«

»Ja.« Glenn Remmick nickte. »Ich muß nach Las Vegas.«

»Übernachten Sie lieber hier«, meinte Herby.

Glenn zog die Stirn kraus. »Wieso?«

Herby senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Es ist gefährlich in der Wüste, denn er geht um.«

»Sie sprechen in Rätseln. Wer ist er?«

»Der Höllenreiter!«

Glenn lachte. »Ulkiger Name. Wer hat sich denn den ausgedacht?«

Der Alte hob warnend den Zeigefinger. »Ich sage es Ihnen nur, weil Sie Mitleid mit einer durstigen Kehle hatten. Dieser Höllenreiter ist ein gefährlicher Dämon. Ich habe ihn gesehen, aber nur von ferne. Sonst würde ich jetzt nicht mehr leben. Er schwingt eine glühende Lanze, und wen er damit trifft, der zerfällt zu Staub. Eine Rettung gibt es für den nicht mehr.«

»Man merkt, daß wir hier im tiefsten Arizona sind«, sagte Glenn Remmick. »Ich habe gehört, daß es viele Sagen in diesem Landstrich

gibt. Vor allen Dingen werden die alten Indianermärchen den Touristen immer wieder erzählt. An besonders hellen Vollmondnächten soll sogar Cochise, der große Apachenhäuptling, aus seinem Grab wiederauferstehen. Und jetzt noch der Höllenreiter. Tut mir leid, Alter, aber daran glaube ich nicht.«

»Schade«, erwiderte Herby und schaute betrübt in sein Glas. »Ich habe es nur gut mit Ihnen gemeint. Die Sache mit Cochise – nun«, er hob die Schultern, »das wird wohl ein Märchen sein, aber den Höllenreiter gibt es wirklich.«

»Laß uns endlich fahren«, sagte Susan. Ihre Stimme klang schrill. »Das Gerede fallt mir auf die Nerven.«

»Madam, Sie sollten vorsichtig sein«, mahnte der Oldtimer. »Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als in unseren Schulbüchern zu lesen steht.«

»Und bei Ihnen ist es der Schnaps, der die Dinge verdreht. Das ist doch Gewäsch.«

Glenn zahlte inzwischen. Er verabschiedete sich von Herby mit einem Händedruck. »Machen Sie's gut, Alter.«

Herby schluckte. Dann murmelte er: »Beten Sie, Mister. Beten Sie, daß nichts passiert. Ich wünsche es Ihnen.«

»Glenn, nun komm endlich.« Susan stand schon an der Tür. Remmick winkte dem Oldtimer noch einmal zu und lief seiner Frau rasch nach.

Herby ging auch.

»Aber du hast doch den Krug noch nicht leergetrunken«, rief der Keeper.

Der Oldtimer winkte ab. »Ich habe keinen Durst mehr«, erwiderte er leise.

So etwas hatte der dunkelhäutige Keeper noch nie bei Herby erlebt. Er konnte nur noch den Kopf schütteln.

***

Im Wagen sagte Glenn: »Mußtest du so unfreundlich zu dem alten Mann sein? Er hat dir doch nichts getan.«

»Er fiel mir auf den Wecker!« fauchte Susan. Sie griff nach einer Zigarette und steckte sie an.

Glenn Remmick drehte den Zündschlüssel. »Mit deiner Art gewinnst du keine Freunde.«

»Dafür habe ich ja dich und dein einnehmendes Wesen.«

»Werde bitte nicht zynisch.« Glenn Remmick setzte den flaschengrünen Ford Mustang aus der Parktasche, drehte und fuhr auf die Ausfahrt zu.

Schweigend hockte Susan neben ihm. Die Belüftung war eingeschaltet und quirlte den Rauch durcheinander. Glenn drückte auf den Knopf des Autoradios. Country Music schallte aus den

Stereoboxen am Heckfenster. Es sang Johnny Cash. Die Stimme hörte man von Chicago bis San Francisco.

Nachtdunkel lag das schnurgerade Band des Highways vor ihnen. Sie waren weitab der Fernfahrerrouten, die den direkten Weg von Westen nach Osten oder umgekehrt nahmen. Deshalb herrschte auf dieser Straße nicht viel Betrieb. Sechzig Meilen war das Geschwindigkeitslimit. Glenn hielt sich daran. Die Highway-Polizisten konnten hinter jeder Hecke lauern.

Von der Gegend war wegen der Dunkelheit nichts zu sehen. Aber Glenn und Susan wußten, daß sie durch eine geschichtsträchtige Landschaft fuhren. Hier hatten die Hopis und Apachen sich verzweifelt gegen die Übermacht des weißen Mannes gewehrt.

Hin und wieder tauchten hohe Reklametafeln am Wegrand auf. Auf jeder Tafel stand das Wort Las Vegas zu lesen. Das Spielerparadies war zwar noch über hundert Meilen entfernt, aber jeder Autofahrer sollte daran erinnert werden. Der Mustang wirbelte eine lange Staubfahne auf, die sich nur langsam dem Boden zusenkte.

»Wenn ich dick im Geschäft bin, kaufen wir uns auch einen neuen Wagen«, sagte Glenn. »Vielleicht einen Europäer.«

»Erst einmal mußt du den Vertrag unterschreiben.« Susan dämpfte seinen Optimismus. Sie kippte die Rückenlehne zurück und legte sich lang. »So, und jetzt laß mich schlafen.«

»Okay.« Glenn drehte das Radio leiser. Schon bald verrieten tiefe Atemzüge, daß die Frau neben ihm eingeschlafen war. Glenn Remmick hing seinen Gedanken nach. Wenn er ehrlich gegen sich selbst war, dann ging ihm die Geschichte des alten Herby nicht aus dem Kopf. War der Höllenreiter wirklich nur eine Erfindung? Bestimmt, doch der Alte hatte sie mit solch einem Engagement erzählt, daß Glenn Remmick anfing zu zweifeln. Ein Dämon sollte der Reiter sein. Aber gab es überhaupt Dämonen? Eigentlich nur in der einschlägigen Literatur oder in Horror-Filmen. Aber in Wirklichkeit? Nein, das waren Märchen. Er war sich ganz sicher. Doch dann begannen die Zweifel an ihm zu nagen. Man konnte schon Angst bekommen auf diesem einsamen Highway. Glenn hatte das Gefühl, als wären er und seine Frau die einzigen Menschen in dem riesigen, gottverlassenen Land. Wenn sie jetzt eine Autopanne hatten, sah es böse aus. Glenn wollte daran nicht denken. Er sah das Licht.

Im ersten Augenblick erschrak er. Es war nur ein winziger, heller Punkt, den er im Außenspiegel sah. Glenn dachte an ein Flugzeug.

Aber Flugzeuge fliegen nicht so tief. Was war es dann?

Ein Motorrad! Glenn lachte beruhigt auf. Ja, das mußte es sein. Ein Motorrad der Highway Police. Sicherheitshalber ging Glenn Remmick mit der Geschwindigkeit etwas herab. Er wollte um keinen Preis der Welt auffallen. Das Licht wurde größer, näherte sich ziemlich rasch.

Außerdem befand es sich auf der Gegenfahrbahn. Glenn ertappte sich dabei, daß er nur noch in den Außenspiegel schaute und die seltsame Erscheinung beobachtete. Sollte das der Höllenreiter sein, von dem der Alte gesprochen hatte? Glenn schalt sich selbst einen Narren, an so etwas zu denken, aber er spürte doch ein unangenehmes Gefühl in der Magengegend. Er überlegte, ob er seine Frau wecken sollte. Aber wie er Susan kannte, würde sie ihn nur auslachen. Er fuhr schneller. Die Nadel zitterte bald an der Achtzig-Meilen-Grenze.

Glenn Remmick blickte wieder in den Rückspiegel. Das Licht war nicht zurückgefallen. Im Gegenteil, es hatte sich genähert.

Die Highway Police konnte es nicht sein. Die hätte sich mit flackerndem Rotlicht bemerkbar gemacht. Jetzt wurde es Glenn doch mulmig. Neben ihm erwachte seine Frau aus ihrem Schlaf, Gleißende Helligkeit umhüllte plötzlich den Mustang. Das Licht drang durch die Scheiben ins Innere. Susan rieb sich die Augen. »Glenn!« rief sie. »Was – was ist das?«

»Ich weiß es auch nicht«, rief Glenn. Er fuhr noch schneller. Vorgebeugt hockte er hinter dem Lenkrad. Seine Hände umklammerten das Steuer. Er mußte sich auf die Straße konzentrieren.

Susan drehte sich um. Sie schrie.

»Ich kann nichts sehen! Mein Gott, ist das hell. Glenn, so tu doch was, zum Henker!«

»Ruhe! Reiß dich zusammen!«

Der Mustang jagte über den Highway. Fahrtwind pfiff um die Karosserie. Er war jedoch nicht so stark, daß er ein anderes Geräusch hätte übertönen können.

Das Geräusch jagender Pferdehufe!

Auch Glenn hörte es. Und automatisch dachte er an den Höllenreiter. Es gab ihn also doch!

Das Licht war jetzt mit dem Wagen auf gleicher Höhe. Glenn riskierte einen Blick nach links.

Trotz der Helligkeit glaubte er, einen langgestreckten Schatten zu erkennen. Dann aber richtete er seine Blicke wieder geradeaus.

Neben ihm hockte Susan und schrie. Ihre Hysterie kippte über. Die Blondine hatte die Arme angewinkelt und beide Hände gegen die Ohren gepreßt. Ihr Gesicht war eine Grimasse.

Die nackte Angst peitschte wie eine Welle in ihr hoch.

Glenn Remmick sah die Straße nicht mehr. Er war geblendet worden. Wenn er nicht vom Weg abkommen wollte, mißte er mit der Geschwindigkeit herunter.

Er schaltete zurück. Rasch hintereinander.

Der unheimliche Reiter hatte ihn überholt. Ritt jetzt auf der Fahrbahnmitte. Etwa zehn Yards vor dem Mustang her.

Mit Schrecken dachte Glenn an die Worte des Alten.

Der Reiter hielt etwas in der Hand.

Es war eine glühende Lanze!

Für einen Moment spielte Glenn mit dem Gedanken, einfach auf den Reiter zuzurasen, doch dann ließ er diesen Vorsatz wieder fallen. Dieser Dämon war bestimmt stärker.

Glenn Remmick bremste.

Die Reifen kreischten, der Reiter wich zurück, aber dann stand der Wagen. In seiner Angst würgte Glenn Remmick sogar den Motor ab.

Stille. Nur durch das heftige Atmen der beiden Menschen unterbrochen. Gebannt und vom Grauen gepackt starrten Susan und Glenn durch die breite Frontscheibe. Reiter und Pferd sahen aus wie ein Standbild. Das Pferd war pechschwarz, seine Augen glühten dunkelrot. Plötzlich warf es den Kopf hoch. Feuerzungen leckten aus den Nüstern, strichen über die Kühlerhaube und brachten den Lack zum Kochen.

»Raus!« brüllte Glenn. »Wir müssen hier raus!«

Er wollte die Tür aufziehen, doch es war bereits zu spät. Mit einer wilden Bewegung hob der Höllenreiter seinen rechten Arm. Dann schleuderte er die magische Lanze. Susan und Glenn sahen den hellen, langen Pfeil auf sich zurasen, hörten noch den Krach, mit dem die Frontscheibe zersplitterte, und im nächsten Augenblick explodierte die Welt um sie herum in einer grellen Lichtkaskade. Susan und Glenn Remmick fühlten nichts mehr. Keinen Schmerz und auch keine Angst. Die magische Lanze zerstörte den Wagen und tötete die Insassen innerhalb von Sekunden. Zurück blieb ein Rest verbogenes Metall – und Asche… Der Höllenreiter hatte wieder einmal gesiegt!

***

Daß es mir gutging, konnte ich nicht gerade behaupten. Daran waren erstens die Hitze schuld und zweitens die Zeitumstellung. Suko und ich waren von London nach New York geflogen, dort in die Maschine nach Chicago umgestiegen, und dann hatten wir wieder das Flugzeug gewechselt, um nach Phoenix zu reisen.

Dort hatte ich mir einen 74er Chevrolet gemietet. Und jetzt waren wir auf dem Weg nach Hickory. Die amerikanischen Polizeibehörden wußten nichts von unserem Auftrag. Wir waren als Touristen eingereist, nur mit einem kleinen Unterschied. Ich besaß eine Sondervollmacht, die mich zum Tragen einer Waffe berechtigte. So war meine Beretta anstandslos durch den Zoll gegangen.

Eine Offenbarung war der Leihwagen nicht. Ein Stoßdämpfer war ausgeleiert, und ich fluchte mehr als einmal darüber. Bald jedoch setzte mir die Hitze so zu, daß ich die Schimpferei aufgab.

Suko vertrug das Klima besser. Er hatte den Sitz zurückgestellt und

schlief. Wenn er schnarchte – gegen Schnarchen bin ich allergisch –, hielt ich ihm kurz den Mund zu. Suko wachte auf und gab für einige Minuten Ruhe, bis er dann wieder anfing und sich das Spielchen von vorn wiederholte. Hochsommer in Arizona. Das bedeutete wolkenloser Himmel, eine sengende Sonne, viel Staub und großen Durst. Schon jetzt – nach knapp vierzig Meilen Fahrt – lag mir die Zunge wie ein trockener Lappen im Mund. Mein leichtes Sommerjackett hatte ich ausgezogen. Die Landschaft ist phantastisch. Wer denkt, daß es in Arizona nur karge braune Felsen gibt, der täuscht sich gewaltig. Sicher, es gibt sie, die Berge mit den tiefen Canyons und schroffen Graten, aber die Sonne läßt die Felsen in vielen Farben glitzern.

Je nachdem, wie sie auf das Gestein fällt, so wechselt es die Farbe. Mal schimmert es blau, dann wieder rot und beim nächstenmal bräunlich. Dazwischen gibt es zahlreiche Farbnuancen, die zu beschreiben ich kaum in der Lage bin.

Hickory ist ein Nest, in dem sich Klapperschlangen und Eidechsen gute Nacht sagen. Es liegt am Big Sandy River, der in den Sommermonaten beinahe ausgetrocknet ist. Die Menschen in Hickory leben von den Touristen, die es sich nicht nehmen lassen, trotz Gluthitze und Strapazen einen Abstecher in den Wilden Westen zu machen, um etwas von Amerikas Vergangenheit zu schnuppern.

Für uns würde das Ganze sicherlich kein Spaß werden. Wenn dieser Höllenreiter tatsächlich existierte – und davon war ich überzeugt –, standen uns harte Tage bevor. Zum Glück hatte ich Suko an meiner Seite. Ich konnte mir kaum vorstellen, daß er nicht mehr neben mir kämpfte. Früher hatte ich viel allein machen müssen, aber die Gegner waren im Laufe der Zeit doch mächtiger und stärker geworden. Dagegen konnte ich als einzelner nichts mehr ausrichten. Doch etwas bereitete mir große Sorgen. Ich besaß keine wirksame Waffe, mit der ich gegen den Schwarzen Tod hätte zu Felde ziehen können. Über meine mit Silberkugeln geladene Beretta lachte er nur, und auch mit meinem Kreuz konnte ich ihn nicht schocken. Eine gnostische Gemme war für ihn nicht mehr als ein Spielzeug.

Es waren trübe Gedanken, die während der Fahrt durch mein Gehirn kreisten. Angst hatte ich nicht, doch ein bedrückendes Gefühl blieb. Schließlich bin ich kein Supermann.

Die Sonne wanderte höher. Es ging auf den Mittag zu, und bald würde der Himmelskörper seinen höchsten Stand erreicht haben. Ich hatte mir vor der Fahrt die Karte angesehen und ausgerechnet, wann wir ungefähr an unserem Ziel sein konnten.

Die Straße war ziemlich stark befahren. Wir wurden oft überholt. Von bunt angepinselten Wagen. Die Insassen waren nach Western-Manier gekleidet, schwenkten ihre Hüte und riefen uns im breiten Slang Grüße zu. Schon seit geraumer Zeit befand sich ein Lastwagen

hinter uns. Auf dem Dach des Führerhauses stand ein Schild. Mühsam entzifferte ich die Worte. Rodeo in Hickory!

Jetzt wußte ich, aus welchem Grund soviel Verkehr hier herrschte. Die Leute wollten zum Rodeo. Es war Wochenende, und da hatten die meisten sowieso frei. Angenehm war der Gedanke an das Fest nicht gerade. Wenn dort der Höllenreiter auftauchte, würde er Angst und Panik bringen.

Ich hoffte nur, daß ich mich irrte. Dann sah ich den Polizeiwagen. Er stand rechts am Straßenrand. Ein zweiter stand quer auf der Fahrspur. Ein Warnschild war aufgebaut worden, und die Wagen scherten nach links.

Ich hatte das auch vor, doch der Truckfahrer hinter mir war schneller. Er hupte und befand sich plötzlich auf gleicher Höhe mit meinem Leih-Chevy.

Es dauerte, bis der Lastwagen den Überholvorgang beendet hatte. Ich mußte vom Gas und bremste kurz vor dem Schild ab. Durch das nahe Heranfahren erkannte ich, was die Beamten interessierte. Sie standen vor einem verglühten Blechhaufen, der ehemals ein Wagen gewesen war. Und in den Gesichtern der Männer las ich Ratlosigkeit.

Ich hielt an. Als ich die Tür öffnete, wurde Suko wach.

»Was ist?« fragte er.

Ich winkte ab.

Der Asphalt schien unter meinen Füßen zu kochen, so heiß war er. Man hätte Spiegeleier darauf braten können.

»Und keine Spur von den Insassen«, hörte ich einen der Polizisten sagen.

»Seltsam.«

»Ich sage Ihnen doch, es war der Höllenreiter.« Die Stimme klang zittrig.

Erst jetzt sah ich den Sprecher. Er hatte sich zuvor hinter dem breiten Rücken eines Cops versteckt. Es war ein älterer Mann mit einem großen Bart. Der Oldtimer sprach weiter. »In der Raststätte habe ich noch mit den beiden gesprochen. Sie fuhren einen Mustang. Ich habe sie vor dem Reiter gewarnt, aber sie wollten nicht auf mich hören.«

Der Polizist faßte den Alten an der Schulter. »Schon gut, Herby, du bist der Größte. Aber jetzt verschwinde. Wenn wir dich brauchen sollten, sagen wir schon Bescheid.«

Plötzlich verengten sich die Augen des Highway-Mannes. Er hatte mich entdeckt. »Was machen Sie denn hier?« fuhr er mich an. »Los, fahren Sie weiter. Sie halten den Verkehr auf.«

Ich hob beschwichtigend die rechte Hand. »Okay, Sir, ein Versehen. Entschuldigen Sie.«

»Schon gut. Fahren Sie weiter.«

Und fahren wollte Herby auch. Er lief geduckt um die Patrol Cars

herum und rannte auf unseren Leihwagen zu. »He, warten Sie!« rief er und schwenkte beide Arme.

Ich hatte sowieso vorgehabt, mich mit diesem Mann zu unterhalten. Deshalb kam mir seine Bereitwilligkeit sehr gelegen.

Ich entriegelte die hintere Tür. »Steigen Sie ein, Herby«, sagte ich.

»Fahren Sie nach Hickory?« fragte er.

»Ja.«

Da ließ sich der Alte in die Polster fallen. Vor Sukos Anblick zuckte er etwas zurück. Verständlich, denn wer Suko nicht kannte, hielt ihn für einen Kinderschreck. Mit seinem breiten Gesicht, der kompakten Figur und den Händen, die fast so groß wie Kohlenschaufeln waren.

In Wirklichkeit war Suko ein überaus friedfertiger Mensch. Es sei denn, man reizte ihn zu sehr. Dann wurde er zu einer Kampfmaschine und ließ kein Auge trocken.

»Suko ist ein guter Freund von mir«, erklärte ich dem Alten. »Ich heiße übrigens John.«

»Meinen Namen kennen Sie ja.«

Der Alte redete in einem sehr breiten Slang. Ich mußte achtgeben, daß ich ihn verstand.

Der Polizist an der Absperrung winkte nervös. Ich ließ den Wagen anrollen. Als ich an dem Uniformierten vorbeifuhr, hob ich die Hand zum Gruß.

»Von hier sind Sie nicht«, meinte der Alte.

»Nein«, sagte ich. »Wir stammen auch nicht aus den Staaten.«

»Europa?«

»Genau«, erwiderte ich.

Herby lachte. »Mein Großvater ist aus Old Merry England eingewandert und hinterher in Arizona hängengeblieben.«

»Wir sind ebenfalls Engländer.«

»Dann sind wir ja halbe Landsleute.« Der Alte grinste.

Ich erkannte es daran, daß sich der Bart bewegte. Ich nahm meinen Blick vom Innenspiegel weg und konzentrierte mich wieder auf den Straßenverkehr. »Das Rodeo wollten wir uns auch ansehen«, sagte ich.

»Habe ich mir fast gedacht. Ist auch ‘ne große Schau. Da kommen sie aus der ganzen Umgebung zusammen. Auch die Indianer. Die hauen die Touristen vielleicht mit ihrem angeblich echten Plunder über die Ohren.« Er kicherte. »Aber ich werde euch warnen, weil ihr einen alten Mann mitgenommen habt.«

Ich lachte. »Das ist nett.«

Dann steuerte ich behutsam auf mein eigentliches Ziel der Unterhaltung zu. »Was hatten Sie denn den Cops zu erzählen? Ist da ein Unfall passiert?«

Herby war plötzlich einsilbig. »Ja, so kann man es auch nennen.«

»Die Polizisten schienen ziemlich ratlos zu sein.« Herby lachte. »Und

wie.«

»Aber warum?« Ich ließ nicht locker. »Ich hörte etwas von einem Höllenreiter.«

Im Innenspiegel sah ich, wie Herby zusammenzuckte. »Erwähnen Sie den Namen nicht«, sagte er mit leiser Stimme.

»Aber Sie haben ihn doch auch genannt.«

»Ich wollte, ich hätte den Mund gehalten.«

Suko warf mir einen bezeichnenden Blick zu. »Bleib dran«, flüsterte er mir zu, aber so leise, daß der Alte die Worte nicht hören konnte.

Ich hatte mir schon einen Plan zurechtgelegt, wie ich den Alten aus der Reserve locken konnte. Dabei mußte ich behutsam vorgehen, denn ich hatte bemerkt, daß auch Herby Angst hatte.

»Sie stammen hier aus der Gegend?« fragte ich.

»Ja. Geboren bin ich in Prescott, aber meine Eltern sind schon sehr bald aus der Großstadt weggezogen. Sie haben dann eine Farm aufgebaut. Die frische Landluft tat auch mir wohl. Ich will aus diesem Landstrich nicht mehr weg.« Das glaubte ich ihm gern. Ich hatte in einigen Zeitschriften schon von den alten Originalen gelesen, die auch jetzt noch im ehemals Wilden Westen lebten.

»Womit verdienen Sie sich denn Ihren Unterhalt?« hakte ich nach.

»Ich führe Touristen«, erwiderte er. »Da fallen immer ein paar Dollars ab.«

»Reicht das zum Leben?«

»Mehr schlecht als recht.«

Hinter mir blendete jemand auf, weil er überholen wollte. Ich fuhr auf die rechte Seite. Zwei Sekunden später wischte ein protziger Lincoln Continental an unserem Leih-Chevy vorbei. Die Karosserie war mit Stierköpfen und Pferden bemalt. An den Kotflügeln waren silbern glänzende Revolver angebracht. Im Wagen hockte ein fetter Kerl mit einem riesigen schneeweißen Texas-Stetson auf dem Kopf.

»Das ist Big Josh Cannighan, der mächtigste Rancher im Umkreis von zweihundert Meilen. Auf sein Konto geht auch das Rodeo«, erklärte Herby.

Ich kam wieder auf den Höllenreiter zu sprechen. »Ist die Geschichte des Reiters eine alte Sage?« fragte ich.

Herby rutschte unruhig auf seinem Sitz hin und her. »Ja und nein«, meinte er.

»Aber Sie glauben fest daran, daß es ihn gibt?«

Herby atmete schwer. »Sie sind ein Quälgeist«, brummte er. »Ja, diesen Reiter gibt es, und er hat auch wieder zugeschlagen. Der Vorfall auf dem Highway geht auf seine Kappe. Schon wieder hat er getötet. Die Zeitungen haben darüber berichtet. Aber das können Sie nicht wissen.«

»Natürlich nicht«, sagte ich.

Innerlich mußte ich grinsen. Schließlich hatte mir Myxin den Zettel unter den Wischer geklemmt.

Herby redete weiter. »Der ist aus seinem Felsengrab auferstanden, wohin man ihn vor Hunderten von Jahren geschafft hatte.«

»Wissen Sie denn, wo dieses Grab liegt?«

Er zögerte mit der Antwort.

»Sie wissen es also nicht?«

»Doch, ich kenne den Ort.«

»Dann können wir ja hinfahren.«

»Nein!« rief er. »Um Himmels willen, nein. Das geht auf keinen Fall. Der Fluch trifft uns, wenn wir das Grab besuchen. Mich kriegen keine zehn Pferde dorthin. Welches Interesse haben Sie denn an dem verfluchten Grab?«

»Wir sind Reporter und immer auf der Suche nach einer heißen Geschichte.«

»Aber diese ist zu heiß.«

»Nicht für uns. Wenn Sie wüßten, was wir schon alles aufgedeckt haben, da ist der Höllenreiter ein Kinderspiel. Außerdem sind Sie doch Touristenführer, Herby.«

»Aber ich führe keine Leute zu diesem Grab.«

»Über den Preis ließe ich mit mir reden.«

Herby brummte irgend etwas und kratzte sich dann am Kopf. Er schien mit sich zu kämpfen. Ich fuhr noch langsamer. »Haben Sie sich entschieden, Herby?«

»Nein, ich kann es nicht riskieren.«

»Fünfzig Dollar.«

Herby pfiff durch die Zähne. »Teufel, das läßt sich hören. Aber mein Leben riskiere ich dafür nicht.« Er schüttelte den Kopf. »Es bleibt beim Nein.«

»Dann führen Sie uns wenigstens in die Nähe des Felsengrabs«, schlug ich vor.

Herby kratzte sich am Kopf.

»Na?« Ich grinste ihn im Innenspiegel an.

»Bleibt es bei den fünfzig Mäusen?«

»Ja.«

»Okay, Junge. Sie haben mich überredet. Aber bei euch kassiere ich im voraus. Man weiß nie, ob ihr noch lebend zurückkommt.«

Ich mußte lachen. Suko grinste ebenfalls. Er gab ihm das Geld.

Herby hielt sich den Schein unter die Nase und roch daran. »Dieser Geruch ist der schönste, den ich auf der Welt kenne«, sagte er andächtig. Hastig steckte er den Schein ein.

Dann deutete er nach rechts. »Dahinten liegt Hickory.«

Ich schaute hin. Die Luft flimmerte unter den heißen Sonnenstrahlen, und die Konturen verwischten. Auch in unserem Wagen war es

verdammt heiß. Die Fenster konnten wir nicht öffnen. Der vom Wind aufgewirbelte Staub würde uns bald mit einer Puderschicht bedecken.
»Können wir auf der Straße bleiben?« fragte ich.
»Ja. Noch ungefähr zehn Meilen, dann müssen wir runter.«
»Gibt es einen Weg, der zu dem Grabmal führt?«
»Nein, ich hoffe nur, die Karre hier hat gute Stoßdämpfer, dann könnten wir es trotzdem schaffen.«
Ich fuhr wieder schneller. Die meisten Wagen bogen nach Hickory ab. Nur zwei Range Rover fuhren vor uns weiter. Die Zeit verging rasch.
Herby klebte mit der Nase an der Scheibe und suchte die Gegend ab. »Fahren Sie mal langsamer, Mister.«
»Okay.«
Verbrannt sah die Erde rechts und links der Fahrbahn aus. Die Sonne hatte den Boden völlig ausgedörrt. Im Norden sah ich die Berge, Manche waren über sechstausend Fuß hoch. Auf den Gipfeln schimmerten letzte Schneereste.
»Jetzt müssen wir runter«, sagte Herby.
Ich fuhr langsam und zog den, Wagen dann nach rechts. Die Räder mahlten über lockeres Gestein. Kleinere Steine wurden gegen die Bodenwanne geschleudert. Der Chevy begann zu schaukeln wie ein alter Kahn bei Windstärke fünf.
Linker Hand sahen wir die berühmten Tafelberge aufragen. Sie wirkten wie große Terrassen.
»Noch ist gut zu fahren«, meldete sich Herby vom Rücksitz, »aber bald kommen die Schluchten und Canyons, da geht’s für die Karre nicht mehr weiter.«
»Liegt das Grab denn in solch einer Schlucht?« fragte Suko.
»Nein, auf einem Plateau.«
»Waren Sie inzwischen schon einmal da, seitdem der Höllenreiter wieder sein Unwesen treibt?« erkundigte ich mich.
Herby schüttelte den Kopf.
Die Wegstrecke wurde noch schlechter. Die Steine waren größer als Männerfäuste. Zu beiden Seiten der Reifen spritzten sie weg wie Kanonenkugeln. Eine tiefe Rinne zwang uns anzuhalten.
»Das ist ein Nebenfluß des Big Sandy River«, sagte Herby. »Aber der ist ebenso trocken wie der verdammte Fluß selbst.«
Ich stellte den Motor ab. »Also aussteigen.«
»Genau.«
Wir quälten uns aus dem Wagen. Der aufgewirbelte Staub hatte sich noch längst nicht gesenkt. Er legte sich auf unsere Schleimhäute. Ich mußte husten.
»Ich bleibe hier«, sagte Herby. Er deutete zu einem sanft ansteigenden Hügel hinüber. »Da müßt ihr hoch. Dann seht ihr schon

das Plateau.«

»Okay.«

Suko und ich machten uns auf den Weg. Wir hörten Herby noch murmeln: »Und nicht einmal einen Schluck habe ich.«

Der Weg war sehr beschwerlich. Gnadenlos brannte die Sonne vom Himmel. Schatten gab es nicht, und bereits nach fünfzig Yards waren wir in Schweiß gebadet. Suko ging vor. »Hoffentlich lohnt sich die Mühe auch«, meinte er. »Sonst kann Herby was erleben.«

»Hau nicht so auf den Putz«, erwiderte ich. »Ein bißchen Bewegung schadet dir nicht.« Noch waren wir lustig und frotzelten uns gegenseitig. Wenn wir geahnt hätten, was uns wenig später erwartete, wäre uns das Lachen bestimmt vergangen.

Zwanzig Minuten verstrichen. Wir hatten zwar beide eine gute Kondition, aber jetzt atmeten wir schwer. Niemand sprach mehr ein Wort. Sukos Vorsprung betrug etwa drei Schritte. Und er stand auch als erster auf dem Plateau. Ich folgte ihm.

Suko deutete nach vorn. »Das muß es sein.«

Ich blickte in dieselbe Richtung, sah den riesigen, aufgebrochenen Stein. Er sah aus, als hätte eine gewaltige Hand von unten her die Erde aufplatzen lassen. »Das ist sein Grab«, flüsterte ich.

Wir gingen näher heran.

Plötzlich begann ich zu frösteln. Eine Gänsehaut lief mir über den Rücken. Ich spürte förmlich die Aura des Bösen, die dieses Plateau ausstrahlte.

Ich warf Suko einen Blick zu und erkannte, daß es ihm nicht anders erging.

»Ob er in der Nähe lauert?« flüsterte Suko. Ich hob die Schultern.

Wir erreichten das ehemalige Grab. Wie ein Vulkankrater schimmerte uns die Öffnung entgegen. Wir hatten das Ende des Plateaus erreicht. Vor uns ging es steil in die Tiefe. Ein Canyon hatte sich seinen Weg in das Gestein gefressen. Lange schauten wir in das Grab hinein.

»Ich weiß, was du denkst!« sagte Suko. »Du willst runter.«

»Ja.«

»Das ist zu gefährlich.«

»Aber wenn er will, dann laß ihn doch«, hörten wir hinter uns eine eiskalt klingende Stimme.

Synchron wirbelten wir herum. Blitzschnell zog ich meine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta. Vor uns stand mein Erzfeind – der Schwarze Tod!

Ja, er war es.

Er trug wie schon früher seinen weiten Umhang, aus dem der skelettierte Hals mit dem schwarzen Schädel hervorschaute. Nur in den Augenhöhlen leuchtete es weiß. Es war einige Zeit her, seitdem wir uns so dicht gegenübergestanden hatten. Damals hatte er die Rolle

des Professors Zarcadi angenommen, dem Teufelsgeiger, der mit seiner Musik die Menschen unter seine Knute zwang. Und jetzt sahen wir uns wieder.

Ich ließ die Waffe sinken. Mit Silberkugeln richtete ich gegen ihn nichts aus. Ich mußte mich auf eine List verlegen. »Ich habe geahnt, daß du mich besuchen würdest, John Sinclair«, sagte er. »Ja, ich habe es sogar erhofft.«

Er sprach nur mich an, Suko beachtete er gar nicht. »Hat dir mein Freund Myxin den Weg gewiesen?«

Ich nickte.

»Gut, dann hat er euch auch in den Tod geschickt. Denn in diesem Land wird euer Weg zu Ende sein.«

»Willst du uns töten?« fragte ich.

»Ja und nein«, erwiderte er. »Ihr seid doch so scharf darauf, das Grab des Höllenreiters zu sehen. Ihr werdet bald Zeit genug haben, es für immer zu betrachten. Dieses Grab wird John Sinclairs letzte Ruhestätte sein.«

Ich grinste ihn an, obwohl mir nicht danach zumute war. »Du hast mich schon einmal in einen Sarg gelegt«, erinnerte ich ihn. »Ich bin damals wieder entkommen.«

»Aber nur, weil ich es wollte. Diesmal will ich es nicht, John Sinclair.«

Da griff Suko an.

Aus dem Stand heraus sprang er vor, war mit zwei langen Sätzen bei dem Schwarzen Tod und hämmerte mit aller Wucht beide Fäuste gegen den knochigen Schädel. Aber dort, wo sich der Kopf noch eben befunden hatte, war er nicht mehr. Der Schwarze Tod löste sich einfach auf. Und er ließ Suko seine höllische Kraft spüren.

Zwei skelettierte Hände packten zu, und wie eine Schaufensterpuppe wurde der wahrlich nicht leichte Chinese hochgehoben und den Bruchteil einer Sekunde später durch die Luft gewirbelt.

Ich reagierte sofort. Riß den rechten Arm mit der Waffe hoch und schoß.

Die Kugeln stanzten Löcher in den schwarzen Umhang, ließen ihn flattern, aber mehr geschah nicht, Dafür flog Suko auf das Grab zu, prallte dicht davor zu Boden, konnte sich nicht mehr fangen und rollte über die Kante in die dunkle Tiefe. Sein Schrei drang mir durch Mark und Bein. Ich verlor die Nerven, griff den Schwarzen Tod mit beiden Fäusten an und schrie: »Nieder mit dir, du Höllensohn!« Er lachte nur.

Dann wurde ich gepackt. Es war ein Luftwirbel, der mich vom Boden hochriß, mehrere Male um die eigene Achse schleuderte und auf die dunkle Graböffnung zuwarf. Das Lachen des Schwarzen Tods war eine teuflische Begleitmusik der Aktion.

***

Noch immer trudelte ich durch die Luft. In meiner Verzweiflung riß ich mir das Hemd auf, umklammerte mein Kreuz und spürte die Wärme, die wie ein Kraftstrahl von diesem christlichen Symbol ausging. Das finstere Grab nahm mich auf.

Ich fiel in einen Tunnel, schwebte in die Tiefe, sah die bemalten Wandschächte, und ein Wirrwarr von Eindrücken überschwemmte mich.

Die Malereien an den Wänden erwachten zum Leben. Sie zogen mich in den Strudel hinein, und ich hatte das Gefühl, der Mittelpunkt zu sein.

Wie lange ich schwebte, wußte ich nicht. Zeit hatte für mich jeglichen Sinn verloren.

Ich fand auch keinen Bezugspunkt mehr. Außerdem war es mir egal.

Trotzdem arbeiteten meine Gedanken, analysierten das eben Erlebte.

Durch die Kraft seiner Magie hatte mich der Schwarze Tod auf das Grab zugeschleudert. Wollte er mich umbringen? Sollte ich in den Tiefen des Grabs elendig sterben? Danach sah es nicht aus. Ich gewann einen neuen, anderen Eindruck.

Das Grab war ein Zeittor! Ein transzendentaler Durchschlupf in eine andere Welt. In die Welt des Schwarzen Tods?

Ich wußte, daß es zahlreiche Welten gab, die jenseits der unsrigen lagen. Parallelwelten, in denen das Böse der absolute Trumpf war. In diesen Welten wurden die Dämonen geboren, und hier gingen ihre schwarzen Seelen ein, wenn ihre Körper vernichtet worden waren.

Meine Gedanken wanderten wieder zurück. Suko kam mir in den Sinn. Mein Gott, was war mit ihm geschehen? Ich hatte ihn verschwinden sehen, dann seinen Schrei gehört – und jetzt… Ich atmete schwer.

Noch immer fiel ich, schwebte weiter, hatte den linken Arm und die beiden Beine gespreizt. Plötzlich spürte ich festen Boden unter meinen Füßen. Unverletzt und wohlbehalten war ich aufgekommen. Ich schaute mich um.

Im ersten Augenblick dachte ich, mein Herzschlag würde stocken. Denn was ich sah, war ungeheuerlich…

***

Herby fand, daß er für fünfzig Dollar schon etwas tun konnte. In seinem Fall hieß das warten. Er lehnte sich an meinen Miet-Chevy.

Herby hatte am Grund des Tafelbergs einen etwas überhängenden Felsen entdeckt. Darunter war es einigermaßen schattig. Dort konnte er es für eine Weile aushalten. Herby lief hin. Er ging in einem Zockeltrab. Man sah ihm an, daß er das Laufen gewohnt war.

Während er ging, sprach er mit sich selbst. Malte sich aus, was er mit dem Geld alles anstellen würde. Fünfzig Dollar waren für ihn ein

kleines Vermögen. »Erst einmal ein kaltes Bier, dann ein paar Schnäpse, am nächsten Tag wieder ein Bier, noch ein paar Schnäpse…«

Herby kicherte. Das Rodeo würde in diesem Jahr zu einem Fest für ihn werden.

Er erreichte das überhängende Felsstück, ließ sich darunter nieder. Herby lehnte sich mit dem Rücken gegen das Gestein. Schon bei der ersten Berührung verzog er das Gesicht. Der Fels hatte sich im Laufe des Tages aufgeheizt. Er strahlte die Wärme jetzt zurück.

Herby stöhnte. »Was macht man nicht alles für fünfzig Greenbacks.« Er holte die Dollarnote wieder hervor und ließ sie zwischen seinen Fingern wandern. Eine Stunde wollte er warten. Herby trug keine Uhr, er richtete sich nach der Sonne.

Müdigkeit übermannte ihn. Sein Kinn sank der Brust entgegen, und schon bald fielen ihm die Augen zu. Selig begann Herby zu schnarchen. Eine Eidechse lugte aus einem schmalen Felsspalt hervor, sah den Schläfer an und verschwand. Irgendwann schreckte Herby hoch. Was ihn geweckt hatte, wußte er nicht. Auf jeden Fall war nicht mehr alles so wie zuvor.

Er blinzelte ein paarmal und schaute der Sonne entgegen. Sie war weitergewandert, die Stunde war fast vorbei. Da stand der Chevy einsam und verloren in der prallen Sonne. Die Steine ringsum schienen zu glühen. Sie schillerten in allen Farben des Spektrums. Und plötzlich vernahm Herby Schritte. Schleichend und doch zielstrebig.

Er bekam es mit der Angst zu tun, aber die Neugierde siegte. Er kniete sich hin und beugte den Kopf etwas vor. Da sah er die Gestalt. Es war ein Skelett!

Groß wie ein Mensch. Ein langer schwarzer Umhang bedeckte die Knochenfigur. Der Schädel war ebenfalls schwarz. Die Augenhöhlen sah Herby nicht. Der Unheimliche drehte ihm die Seite zu.

Herby wußte nichts vom Schwarzen Tod, er kannte nicht dessen Gefährlichkeit, aber er verhielt sich instinktiv still, gab keinen Laut von sich, obwohl er vor Angst zitterte. Hart preßte sich der Alte mit dem Rücken gegen das Gestein. Seine Unterlippe zitterte. Hastig schlug er einige Kreuzzeichen hintereinander.

Der Schwarze Tod näherte sich meinem Wagen. Vor der Kühlerschnauze blieb er stehen. Er hob den rechten Arm, und den Bruchteil einer Sekunde später zuckte ein Blitzstrahl aus seiner Hand. Tief sägte er in die Karosserie des Wagens. Eine blendende Aura umgab das Gefährt. Sie war so grell, daß Herby die Augen schließen mußte.

Als er sie wieder öffnete, waren der Schwarze Tod und das Auto verschwunden.

Herby schluchzte auf. »Das – das – gibt es doch nicht«, stöhnte er und

barg sein Gesicht in beide Hände.

***

Suko ist Chinese.

Er kommt aus einem anderen Erdteil, besitzt eine andere Mentalität als die Europäer und hat es gelernt, sowohl seinen Geist als auch seinen Körper durch eisernes Training zu beherrschen.

Er wurde durch die Luft gewirbelt, verlor in den ersten Augenblicken die Übersicht, doch dann fing er sich wieder, bekam seinen Geist und seinen Körper unter Kontrolle.

Er streckte sich.

Sah nach unten, schaute in den Schlund und wußte, daß er verloren war, wenn er dort hineinfiel.

Er würde mit gebrochenen Knochen unten liegenbleiben. Im Bruchteil einer Sekunde sammelte Suko alle Kräfte, zog die Beine an und stieß sich blitzschnell ab. Er prallte nahe dem Grab zu Boden, aber er konnte sich noch so viel Schwung geben, daß er über die Öffnung hinwegfegte. Doch da war der Rand des Plateaus. Und daran hatte Suko nicht mehr gedacht. Er rollte über die Kante, versuchte, seine Finger um das harte Gestein zu krallen. Vergeblich.

Er rutschte ab, gab aber nicht auf im Kampf ums Überleben. Mit dem Oberschenkel prallte Suko gegen eine Felsleiste. Etwas wurde sein Fall gebremst, doch Suko trudelte weiter. Seine Hände glitten über den Fels, versuchten, Halt zu finden, irgend etwas zu packen.

Er riß sich die Handflächen blutig. Splitter bohrten sich in die Haut, während die Wand rasend schnell an ihm vorbeiwischte.

Und dann sah er den Strauch. Die Rettung?

Suko prallte auf die Zweige. Die bogen sich durch, konnten das Gewicht nicht halten… Der Chinese fiel weiter. Aus! schoß es ihm durch den Kopf. Im nächsten Augenblick knallte er auf etwas Hartes. Blieb liegen. Sofort verlagerte er sein Gewicht zur Wand hin, damit er nicht abrutschte. Keuchend und erschöpft lag er auf dem schmalen Felsvorsprung.

Suko hob den Kopf. Kleinere Steine und Staub rieselten nach, berührten sein Gesicht, doch der Chinese kümmerte sich nicht darum. Es war bezeichnend für ihn, daß er zuerst nach mir rief und an sich zuletzt dachte.

»John!« Es sollte ein Schrei werden, doch nur ein Krächzen drang aus seiner Kehle.

Tief holte Suko Luft. Er kniete sich hin, balancierte das Gleichgewicht aus und rief noch einmal. »Jooohhnnn…!«

Der Schrei hallte nach und verklang in der Weite des Landes. Eine Reaktion registrierte Suko nicht. Er wischte sich über die Stirn. Urplötzlich wurden ihm die Folgen bewußt. Wenn ich nicht mehr

antwortete, dann mußte das seine Gründe haben. Dann konnte ich nicht mehr antworten.

Der Schwarze Tod hatte gewonnen! Suko machte sich keine Illusionen. Klar und deutlich stand die Folgerung vor seinen Augen. Aufgeben wollte Suko trotzdem nicht.

Zuerst mußte er von dem Vorsprung weg. Hier würde er auf die Dauer verdursten, denn auf fremde Hilfe zu warten, war sinnlos.

Suko stand vorsichtig auf und legte den Kopf in den Nacken. Zum Glück war er schwindelfrei, doch als er die Felswand hochblickte, verspürte er ein mulmiges Gefühl in der Magengegend.

Schmerzen wühlten in seinem Körper. Er hatte sich einige Prellungen zugezogen. Aber hoch mußte er. Daran ging kein Weg vorbei.

Risse und Vorsprünge gab es in der Wand genügend. Die Frage war nur, wie Suko da hochkommen sollte. Den direkten Weg schaffte er auf keinen Fall.

Insgesamt gesehen keine großartigen Aussichten für den Chinesen, trotzdem begann Suko unverzüglich mit dem Aufstieg. Über ihm befand sich ein verdorrter Busch, dort fanden seine Hände Halt. Suko zog sich hinauf. Er hatte den stärksten Ast umfaßt. Dieser bog sich zwar, aber er hielt die Last. Die linke Hand streckte Suko tastend vor, klemmte die Finger in einen Felsspalt und gelangte so weiter. Wenig später stützte er sich schon mit dem Fuß unter dem herabhängenden Busch ab.

Dann mußte er nach rechts. Vor ihm befand sich ein Stück glatte Felswand. Der Stein war kochend heiß. Die Sonnenstrahlen brannten direkt darauf. Auch Sukos Rücken traf die sengende Hitze.

Auf einem schmalen Vorsprung balancierte der Chinese nach rechts. Dreiviertel des Fußes hingen über dem Abgrund. Wieder hob Suko den Kopf, um den besten Weg zu finden. Wie eine faltenlose Decke spannte sich über ihm der postkartenblaue Arizonahimmel, nur hin und wieder von einer kleinen Federwolke verziert.

Sukos Füße zitterten. Rasch hob er das rechte Bein und fand in der nächsten Spalte Halt. Für wenige Augenblicke klebte er in seiner Schräghaltung an der Wand.

Er kletterte weiter, sah halblinks abermals einen kleinen, verkrüppelten Busch, der ihm einladend die Zweige entgegenstreckte. Sie waren nicht so stark wie die des ersten Busches, doch Suko konnte sie als Hilfe gut gebrauchen. Dann hatte er Glück und konnte seine linke Hand um eine hervorspringende Felsnase klammern. Danach ging es nicht mehr so steil bergauf.

Suko lag an der Felswand. Er legte mehrmals Pausen ein, denn die Kletterei in der glühenden Hitze schaffte ihn. Sein Ziel schien nicht näher zu rücken. Suko hatte nicht mitgezählt, aber er glaubte, schon dreißig Minuten geklettert zu sein. Er atmete durch den offenen

Mund. Pfeifend saugte er die Luft ein. Seine Muskeln verkrampften sich wegen der ungewohnten und anstrengenden Bewegungen. Endlich rückte der Rand näher.

Suko kämpfte sich höher, holte noch einmal alles aus seinem Körper heraus.

Das Wort aufgeben kannte er nicht. Suko war ein Typ, der notfalls bis zum letzten Atemzug kämpfte.

Verbissen und hart gegen sich selbst. Die letzten Yards bereiteten ihm keine großen Schwierigkeiten mehr. Er hatte sich im Laufe der Kletterei schon Routine angeeignet.

Noch einmal hob Suko den Kopf, um die Entfernung zum Plateaurand abzuschätzen. Da tauchte plötzlich ein Gesicht auf.

Suko erschrak, doch dann sah er einen Vollbart, zwei besorgt blickende Augen und eine Hand, die ihm entgegengestreckt wurde.

Der Oldtimer war da! Herby hatte seinen urwüchsigen Humor nicht verloren.

»Und das alles für fünfzig Dollar«, brummte er. »Entweder bin ich behämmert oder ein gutmütiger Esel. Wahrscheinlich beides.«

Er warf erst einen scheuen Blick auf das Grab und dann auf Suko. Der stemmte sich hoch.

»Verdammt!« keuchte er. »Das ist gerade noch mal gutgegangen.«

Plötzlich schrie Herby auf. »Das Grab, Mister! Sehen Sie doch! Es – es schließt sich!«

Suko drehte den Kopf und hatte das Gefühl, mit Eiswasser Übergossen zu werden.

Die Erde um den Krater herum sackte ein und schloß die Öffnung.

Innerhalb von fünf Sekunden war alles vorbei. »Mein Gott!« stöhnte Herby. »Ihr Freund – ist er…?« Suko nickte.

Herby rieselte eine Gänsehaut über den Körper. »Dann ist es aus«, flüsterte er. »Da kommt keiner mehr raus. Keiner!«

Mit gesenktem Kopf stand Suko vor dem Grab. Kein Muskel regte sich in seinem Gesicht. Wie aus Stein gehauen wirkte es. Noch hatte er meine Leiche nicht gesehen. Suko schwor sich, so lange nicht an meinen Tod zu glauben, bis er sich mit eigenen Augen davon überzeugt hatte. Suko war fest entschlossen, den Höllenreiter zu stellen. Auch wenn er sich dafür in die Hölle begeben mußte.

***

Es war eine trostlose, alptraumhafte Landschaft. Über mir ein grüner, glosender Himmel. Ohne Sterne, ohne Sonnen oder Monde. Eine glatte, bis an den Horizont reichende Fläche. Ich richtete den Blick nach unten. Graues Gestein. Es sah aus wie eine polierte Fläche. Es gab keine Erhebungen, keine Felsen, keine Hügel – nichts.

In der Ferne wuchsen Boden und Himmel zusammen. Ich schaute

mich um und suchte nach dem Ausgang. Ich wollte wissen, wo ich hergekommen war, doch da war kein Tor, keine Dimensionstür. Ich schien Mittelpunkt einer Welt zu sein, die es normalerweise gar nicht geben durfte. Doch ich wußte von Parallelwelten, die als Horte der Dämonen galten. Hier hatten sie ihre eigentlichen Reiche, hier führten sie ihre Kriege gegeneinander. Sie waren Sprungbretter in die Welt des Sichtbaren. Wo lagen diese Welten? Schon oft hatte ich mir darüber Gedanken gemacht, doch zu einem Ergebnis war ich nicht gelangt. Ich kann nur sagen, daß sie jenseits der unsrigen Welt liegen. In anderen Dimensionen und Räumen.

Wir kennen nur drei Dimensionen: Länge, Breite und Höhe. Aber das Dämonenreich besteht aus zahlreichen Dimensionsräumen, die übereinander und untereinander liegen, die verschachtelt sind, die regelrechte Welten bilden und doch von unserem irdischen Standpunkt aus nicht gesehen werden können. Wie man dorthin gelangt?

Es gibt überall auf der sichtbaren Welt Tore, die ins Dämonenreich führen, man muß sie nur zu finden wissen. Oft sind sie sehr versteckt, und kaum einer ahnt etwas von ihrer Existenz. Doch wer die Märchen und Legenden der alten Völker genau studiert, wird oft Hinweise auf die jenseitige Welt finden.

Zeitsprünge, transzendentale Tore – nicht diese Worte haben die Verfasser gewählt, nein, sie umschrieben sie, wollten nicht auf die anderen Reiche aufmerksam machen, denn sie wußten von den Gefahren, welche die Menschen dort erwarten. Ich befand mich nicht zum erstenmal in der Welt des Jenseitigen. Ich hatte bereits ›Ausflüge‹ dorthin unternommen, aber nie freiwillig. Unglückliche Umstände hatten mich dazu gezwungen, doch mit viel Glück hatte ich bisher die normale Welt wieder erreichen können. Würde es auch diesmal der Fall sein? Im Anfang war es immer schwer zu glauben, jedoch im Laufe der Jahre hatte sich bei mir ein Gefühl eingestellt, das man Optimismus nennt. Ja, ich war Optimist, denn sonst hätte ich schon längst den Glauben an die Welt, in der ich lebte, verloren.

Das Grab des Höllenreiters war also ein Tor zur Dämonenwelt. Hatten es die Ureinwohner des Landes gekannt? Bestimmt, denn indianische Mythen und Sagen beinhalten oft sehr viel Wahrheit.

Auch diesmal stellte sich das ein, was mich immer wieder wunderte. Ich konnte atmen. Trotz der anderen Luft, des anderen Himmels. Wahrscheinlich war dies bewußt so eingerichtet worden, damit die Menschen, die hierher verschleppt wurden, nicht sofort starben. Ich war fast sicher, daß ich irgendwann auf Menschen stoßen würde. Man las oft von plötzlich Verschwundenen, die entweder nie oder viel später auftauchten.

Doch dann hatten sich diese Menschen verändert. Sie fanden sich in

der normalen Welt nicht mehr zurecht, redeten wirr und wurden in entsprechende Anstalten gesteckt. Dort siechten sie bis an ihr Lebensende dahin. Niemand sprach mit ihnen, niemand glaubte ihnen. Ich ging weiter.

Kein Windhauch regte sich. Kein Vogel zwitscherte, kein Lebewesen außer mir befand sich in der schrecklichen Weite des Landes.

Doch am schlimmsten war die Stille. Sie war absolut.

Ich vernahm meinen eigenen Herzschlag, wenn ich stehenblieb. Er hörte sich überlaut an.

Automatisch setzte ich Schritt vor Schritt. Ich trat ein in die Weite des mir fremden Landes, hatte schon nach wenigen Minuten das Gefühl, Stunden unterwegs zu sein. Zeit spielte hier keine Rolle. In einer Welt, in der sich die Dimensionen verschoben, war der Begriff Zeit etwas völlig Fremdes. Es gab hier keine Relation mehr, keinen Bezugspunkt, an dem die Zeit gemessen werden konnte. Tag und Nacht, Sommer und Winter – es war alles gleich in diesem Land ohne Sonne und Gestirne. Immer wieder suchten meine Blicke den Horizont ab. Und plötzlich glaubte ich, etwas zu erkennen. Ich blieb stehen.

Vor mir – weit in der Ferne – sah ich einen Punkt. Es konnte ein Mensch sein, aber auch ein Stein, der dort in die Höhe ragte. Meine Blicke wanderten nach links. Ich tat dies nicht bewußt, doch da sah ich den zweiten Punkt. Aus der Entfernung gesehen glich er dem ersten aufs Haar. Einer plötzlichen Idee folgend wandte ich mich um. Auch weit hinter mir standen zwei Figuren! Ich war eingekreist und fühlte mich als Mittelpunkt eines unsichtbaren Quadrats. Kamen die Figuren näher?

Ich wollte es herausfinden und blieb erst einmal stehen. Eine fiebernde Spannung erfaßte mich. Nach der Zeit der Öde und Leere würde endlich etwas geschehen. Vorbereitet war ich auf alles.

Und sie näherten sich. Nicht sehr schnell, nein, sie ließen sich Zeit, sie wußten ihr Opfer in der Falle. Je näher sie kamen, um so besser und klarer konnte ich sie sehen. Sie lösten sich aus dem Schatten des Horizonts, und ich erkannte, daß es Reiter waren, die sich näherten. Vier Reiter! Aber kein Hufschlag war zu hören. Die Pferde schienen den Boden gar nicht zu berühren, sie schwebten über die glatte Fläche hinweg. Alles ging in gespenstischer Lautlosigkeit vor sich.

Ich hatte die Lippen zusammengepreßt und atmete flach. Wohin ich mich auch wandte, immer hatte ich zwei Reiter im Rücken. Ein unangenehmes, bedrohendes Gefühl. Angst beschlich mich.

In meinem Nacken sammelten sich die Schweißtropfen. In kalten Bahnen liefen sie mir den Rücken hinab. Wie sollte ich mich gegen vier Reiter zur Wehr setzen? Und sie kamen näher. Lautlos, gespenstisch…

Wer von ihnen war der Höllenreiter? Befand er sich vor mir? Oder in

meinem Rücken? Vielleicht war er auch gar nicht dabei…

Nur mit äußerster Konzentration bewahrte ich die Nerven. Mein Hals war trocken, und ich stand wie ein Denkmal, wartete die Ankunft der vier Reiter ab. Ich maß die Entfernung mit irdischen Einheiten. Zwanzig, dreißig Yards trennten die vier Reiter noch von mir. Noch immer vernahm ich keinen Laut. Dann verhielten die Reiter ihre Pferde. Sie standen still, beobachteten mich nur. Auch meine Blicke wanderten über die dämonischen Gestalten. Zuerst sah ich die beiden vor mir an. Irgendwie kamen sie mir bekannt vor. Verzweifelt begann ich zu überlegen, wo ich diese Reiter schon einmal gesehen hatte. Ich zermarterte mir regelrecht das Gehirn. Sie trugen Rüstungen, die von ihren Körpern nicht viel sehen ließen. Die Hände waren mit Eisenhandschuhen bedeckt, und in den Fäusten hielten die Reiter Lanzen. Pechschwarz waren die Pferde. Die Augen in den langgezogenen Köpfen glühten. Langsam drehte ich mich um.

Die anderen Reiter waren ähnlich gekleidet. Auch ihre Körper steckten in Rüstungen. Der Reiter rechts von mir hielt ein Schwert in der rechten Hand, unter seinem Kopfschutz vermeinte ich, einen Totenschädel schimmern zu sehen, konnte mich aber auch täuschen.

Der andere trug eine Peitsche. Sie hatte lederartige Schnüre, an deren Enden Stahlkugeln eingedreht worden waren.

Niemand der Reiter traf Anstalten, mich anzugreifen.

Stumm standen sie vor mir.

Auch ich sprach kein Wort, atmete flach, aber in meinem Gehirn wirbelten die Gedanken. Beinahe schmerzhaft fragte ich mich, wo ich diese Reiter schon gesehen hatte.

Ich ließ fast all meine Fälle vor meinem geistigen Auge Revue passieren, zu einem Ergebnis gelangte ich nicht.

Und doch hatte ich sie bereits gesehen!

Und da traf mich die Erkenntnis. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Plötzlich wußte ich Bescheid.

Meine Gedanken wanderten zurück in die normale Welt. Ich sah mich vor einem Geschichtsbuch sitzen, das über einen Abriß des Mittelalters berichtete.

Ein paar Seiten waren dem Maler Albrecht Dürer gewidmet.

Er hatte in seiner Glanzzeit einen Holzschnitt angefertigt: Die vier apokalyptischen Reiter!

Die Apokalypse – der Weltuntergang. Dürer hatte das Grauen eingefangen in seinem Holzschnitt.

Die Reiter waren die Vorboten der Apokalypse! Sie leiteten den Weltuntergang ein.

Und ich – John Sinclair – stand vor ihnen!

Plötzlich wurden mir die Knie weich. Das Wissen um diese vier apokalyptischen Reiter überwältigte mich. Sie geisterten durch die

Geschichte, quälten die Menschen in ihren Träumen und hatten den Maler Albrecht Dürer zu seinem Holzschnitt inspiriert.

War er ihnen begegnet? Hatte er sie ebenso gesehen wie ich?

Meine Knie zitterten. Gegenüber diesen Reitern fühlte ich mich wie ein Wurm. Aber ich war der Lösung des Rätsels einen Schritt näher gekommen.

All das Grauen, das die Menschheitsgeschichte in sich barg, hing irgendwo zusammen, hatte in den Jenseitsreichen seinen Ursprung. Diese Erkenntnis überwältigte mich. Mir wurde schwindlig. Nur mit äußerster Kraft hielt ich mich auf den Beinen, wobei ich nicht verhindern konnte, daß ich schwankte.

Der Weltuntergang!

Stand er dicht bevor? War es schon soweit?

Nein, nein, nein! Ich konnte und wollte es einfach nicht glauben. Die Menschheit durfte nicht untergehen. Sie hatte bisher alle Schrecken, Kriege, Seuchen und Hungersnöte überstanden, und sie durfte auch jetzt nicht dem Grauen aus den anderen Dimensionen anheimfallen.

Keiner der Reiter bewegte sich. Stumm standen sie vor mir.

Ich hatte mich wieder gefangen und dachte an den fünften Reiter.

Wie hatte Herby ihn genannt?

Maringo, der Höllenreiter!

Aber wo befand er sich? Und in welcher Verbindung stand er zu den apokalyptischen Reitern? War er ihr Anführer? Hatte er sie geleitet?

Fragen über Fragen warfen sich mir auf. Vielleicht würde ich nie eine Antwort finden, denn ich war der Gefangene.

Aber was hatten die Reiter mit mir vor? Sie rührten mich nicht an, blieben wie Statuen auf ihren Pferden sitzen.

Manchmal hatte ich das Gefühl, daß überhaupt kein Leben in ihnen steckte.

Wenn die vier Reiter nicht die Initiative übernahmen, dann wollte ich es tun. Zwischen den beiden Pferden vor mir befand sich genügend Platz, um hindurchgehen zu können.

Ich wagte den ersten Schritt.

Die Reiter rührten sich nicht.

Der zweite Schritt, der dritte…

Sie ließen mich passieren. Niemand griff mich an, niemand wollte mein Leben. Frei konnte ich mich bewegen.

Doch die Freiheit dauerte nicht lange. Plötzlich war ich eingekreist. Ich hörte Stimmen.

Flüstern und Wispern um mich herum. Leises Lachen. Unsichtbare Hände griffen nach mir, zerrten an meiner Kleidung. Ich erhielt leichte Schläge ins Gesicht, jemand klammerte sich an mein Bein. Ich versuchte, mich aus der Umklammerung zu lösen, schaffte es aber nicht. Manchmal glaubte ich, für Bruchteile von Sekunden Schatten

über den Boden huschen zu sehen. Im nächsten Augenblick waren sie wieder verschwunden. Plötzlich stoppte mich eine unsichtbare Barriere. Ich wartete darauf, was geschehen würde.

Vor mir begann die Luft plötzlich zu flimmern. Alles war in dauernder Bewegung. Etwas Grauenhaftes ging hier vor, etwas, was ich nicht fassen oder begreifen konnte. Dann sah ich das Augenpaar. Gelblich leuchtend und auf mich fixiert. Auf einmal wußte ich, wer vor mir stand. Es war ein alter Bekannter. Es war – der Spuk!

***

Suko und Herby waren auf dem Weg nach Hickory. Der Chinese hatte sich nach reiflicher Überlegung zu diesem Marsch entschlossen. Er hatte im Laufe der Zeit ein Gespür für bevorstehende Gefahrensituationen entwickelt, und er wußte auch, wann die Mächte der Finsternis zuschlugen. Suko konnte sich sehr wohl in den Höllenreiter hineinversetzen. Er ahnte, daß er in den nächsten Stunden angreifen würde. In Hickory war Rodeo. Zahlreiche Menschen kamen zusammen. Es wurde gefeiert, gelacht, getanzt und getrunken. Niemand rechnete mit einer Gefahr.

Solche Situationen nutzten die Dämonen aus. Dann schlugen sie erbarmungslos zu. Suko wollte dies verhindern.

Dabei hatte er jedoch ein schlechtes Gewissen. Viel lieber hätte er sich auf die Suche nach mir begeben, doch er kannte meine Einstellung. Wenn Menschen in Gefahr waren, zählte mein Leben nicht mehr. Dann galt es zuerst, die anderen zu retten. Zudem glaubte Suko nicht an meinen Tod. Und wenn er den Höllenreiter schnappte, hatte er vielleicht eine Chance, herauszufinden, wo ich mich aufhielt, So sahen seine Zielvorstellungen aus, als er von der Kuppe eines Hügels auf die Stadt hinunterblickte. Herby stand neben ihm.

»Da ist ja wirklich allerhand los«, sagte der Alte und rieb sich die Hände. »Die fünfzig Dollar haue ich auf den Kopf. Ich rieche schon den Whisky und das Bier.«

Suko sagte nichts. Er sah sich nach dem Festplatz um. Der Festplatz befand sich außerhalb des Ortes. Durch Corralstangen war das Gelände eingezäunt worden. An der Schmalseite befanden sich provisorisch aufgebaute Boxen, wo die Stiere auf ihren Auftritt warteten. Weiter hinten sah Suko die Pferdekoppeln, in denen sich die wilden Mustangs tummelten, die eingeritten werden sollten. Es war ein Bild der Gegensätze. Die Romantik des Wilden Westens paarte sich mit technischen Errungenschaften der Gegenwart. Chromglitzernde Wagen standen neben den Pferdekoppeln. Aus riesigen Lautsprechern tönte Hillbilly-Musik. Square-Dance-Gruppen hatten Aufstellung genommen und hüpften nach den flotten Rhythmen der Country-Music. Zum Ort hin führte eine Budenstraße. Dort gab es all das zu

kaufen, was das Herz begehrte. Andenken für Touristen. Steaks für hungrige Mägen und Bier und Whisky in rauhen Mengen. Die Besucher stiegen in Westerntracht aus ihren Straßenkreuzern. Das Rodeo brachte jung und alt zusammen.

»Dann wollen wir mal«, sagte Herby.

Suko hielt ihn am Arm fest. Beide Männer waren mit Staub überdeckt. Außerdem hatte der Kampf Spuren an Sukos Kleidung hinterlassen.

»Was ist denn noch?« knurrte Herby unwillig.

»Wer außer dir weiß über den Höllenreiter Bescheid?«

»Alle.«

»Das kann ich mir denken. Die Zeitungen haben ja darüber berichtet. Ich will wissen, wer etwas Genaueres weiß.«

Herby verzog das Gesicht. Dabei wanderte sein Bart nach rechts. »Es gibt da wohl einen«, meinte er, »aber der ist wahrscheinlich betrunken.«

»Wie heißt der Mann?«

Herby kratzte sich am Arm. »Er ist Apache. Ein alter Medizinmann. Seinen richtigen Namen weiß ich nicht. Aber die Weißen nennen ihn Tanzender Bär. Wenn er total betrunken ist, führt er immer seine alten Stammestänze auf. So tapsig und ungelenk wie ein Bär. Deshalb der Name.«

»Und wo finde ich ihn?«

Herby deutete in die Runde. »Überall und nirgends. Er wohnt im Indianerviertel von Hickory, aber jetzt wird er wohl durch die Kneipen ziehen. Wenn du Glück hast, ist er noch einigermaßen nüchtern. Aber du mußt dich beeilen.«

»Okay.«

»Noch ‘ne Frage?«

»Wenn ich dich brauche, wo bist du zu finden?« fragte Suko.

»Die fünfzig Dollar versaufe ich im Freien. An irgendeinem Stand. Cheerio, Chinamann.«

Herby war durch nichts mehr aufzuhalten. Er rannte seinem Vergnügen entgegen. Suko ging langsamer.

Soeben hielt Big Josh Cannighan Einzug. Der größte Rancher im Umkreis hatte für sich und seinen Troß eine Tribüne aufbauen lassen. Er ging an der Spitze, steuerte die Ehrenplätze auf der Tribüne an und schwenkte seinen Hut. Neben ihm schritt ein blondes Mädchen. Es war ebenfalls in der Landestracht gekleidet. Unter dem Beifall der Zuschauer nahmen die Cannighans Platz. Als die Cowboys einritten und der Hauptteil des Rodeos begann, schritt Suko an den langen Kolonnen der abgestellten Wohnwagen vorbei. Kaum jemand hielt sich in den Wagen auf. Das Metall kochte in der Sonne. Zwei Bastardhunde hockten im Schatten eines Vorbauzeltes, blinzelten Suko

schläfrig an und gähnten.
Von den Kampfplätzen her klang Beifall auf. Er war dünn und gedämpft.
Suko verließ den abgeteilten Wohnwagenbezirk und befand sich direkt in einer anderen Welt. Die Buden- und Bierstraße nahm ihn auf. Sie war die Verlängerung der Main Street, und hier war bereits allerhand los. Menschen umlagerten die Stände, die Andenkenbuden hatten Hochbetrieb, der Duft von gebratenen Steaks schwängerte die Luft und vermischte sich mit dem Staub, den die Straßentänzer aufwirbelten.
Musik, wohin man hörte. Die Menschen trugen Westerntracht, und Suko kam sich ziemlich deplaziert vor. Er hielt nach dem Medizinmann Ausschau. Ein schwieriges Unterfangen, da er weder wußte, wie der Tanzende Bär aussah noch wo er wohnte.
Der Chinese hielt einen halbwüchsigen Indianerjungen an. Der Knabe hatte eine schwarze, fettig glänzende Perücke auf und trug einen Topfhut. In der rechten Hand hielt er eine Flasche Bier. Sein Oberkörper war bloß. In den weißen, hochhackigen Cowboystiefeln konnte er kaum laufen. Bevor er in einem Zelt verschwinden konnte, faßte Suko ihn am Oberarm. Verärgert drehte sich der Knabe um. »Was ist?«
Suko blieb freundlich. »Ich hätte gern eine Auskunft.«
Der Indianer schaute Suko an. Dann grinste er und entblößte ein gelbes Gebiß. »Du bist'n Chink, wie? Verschwinde, Freund, denn Chinks können sie hier nicht leiden. Wir werden nur geduldet, weil wir zum Bild gehören. Aber Chinks…«
»Willst du dir fünf Dollar verdienen?«
»Die nehme ich sogar von einem Chink an.«
»Dann sag mir, wo ich Tanzender Bär finden kann.« Suko gab ihm die Note.
Der Bursche steckte sie in die Tasche seiner schmuddeligen Jeans. »Vor ein paar Minuten habe ich ihn noch gesehen. Er war in seiner alten Bretterbude. Spielt neuerdings den Wahrsager. Geh die Straße weiter entlang. Das Haus ist rot angestrichen.«
»Okay, danke.«
Der junge Indianer zuckte mit den Achseln und trank die Flasche mit einem Zug leer. Dann warf er sie einfach weg.
Suko ging inzwischen die Budenstraße hinab. Er fiel auf.
Spöttische Blicke trafen ihn, manchmal wurden ihm auch diskriminierende Bemerkungen an den Kopf geworfen, doch gewalttätig wurde niemand.
Unbehelligt erreichte Suko das Haus.
Die Bruchbude war in der Tat rostrot angestrichen. Eine Tür gab es nicht. Ein alter, mottenzerfressener Vorhang ersetzte sie.

Suko schob den Vorhang kurzerhand zur Seite.

»Komm herein, Fremder«, hörte er eine krächzende Stimme, »damit ich deine Zukunft in meinem Totem lesen kann. Für zwei Dollar werde ich dir sagen, was dich im Leben noch alles erwartet, für fünf Dollar teile ich dir mit, was nach deinem Tod geschieht.«

Suko ließ den Vorhang wieder zufallen.

Zwei schmale Fenster befanden sich an der Rückseite des Gebäudes. Fahles Licht fiel durch die schmutzigen Scheiben.

Sukos Augen mußten sich erst an das Dämmerlicht gewöhnen. Und auch an den Gestank. Er erinnerte ihn an ranziges Fett.

An den Wänden hingen Felle, Trommeln, Totems und alte indianische Waffen. Die Unordnung war sagenhaft. Inmitten dieses Chaos’ saß der Tanzende Bär.

Im Schneidersitz hockte er auf einem Büffelfell. In seiner Hand hielt er einen buntbemalten Gegenstand. Einen Totempfahl in Miniaturausgabe. Vor ihm stand eine Schüssel, aus der eine schwache, fingerdicke Rauchfahne hochstieg. Der Medizinmann wirkte wie ein Relikt aus einer längst vergangenen Zeit. Er war ungeheuer mager und trug einen Lendenschurz. Auf seinem Schädel saß ein präparierter Büffelkopf. Die Hörner waren bunt bemalt. Von dem Medizinmann ging auch der Gestank aus. Er hatte sich seinen Oberkörper mit diesem übelriechenden Zeug eingerieben.

Tanzender Bär streckte die Hand aus und rieb Daumen und Zeigefinger gegeneinander.

Suko verstand das Zeichen. Er legte dem Indianer einen Zehn-Dollar-Schein in die Hand.

Die Augen des Medizinmannes wurden groß. »Was soll ich dafür tun?« krächzte er mißtrauisch.

Suko ließ sich ihm gegenüber auf den Boden sinken. »Mir etwas erzählen, großer Meister.«

»Und worüber?«

»Über Maringo!«

Suko hatte den Namen kaum ausgesprochen, da sprang der Medizinmann auf. »Raus!« rief er. »Weg mit dir, damit treibt man keinen Scherz.« Er schlug sich auf die Schenkel und brach in großes Wehklagen aus.

Sanft drückte der Chinese den Medizinmann wieder auf die Erde. Lange starrten sie sich an. Dann sagte Suko: »Du erzählst mir jetzt etwas über Maringo, oder ein Unglück bricht über alle herein, die hier sind.«

»Wer – wer bist du?« fragte Tanzender Bär.

»Das sage ich dir später. Aber jetzt rede.«

Der Medizinmann nickte und begann zu sprechen.

***

Der Spuk stand vor mir. Sofort wurden Erinnerungen in mir wach. Ich dachte an New York, Manhattan, Park Avenue. Strömender Regen, Gewitter, ein Taxi, das Horror-Taxi von New York.

Damals hatte er mich umbringen wollen. Bei einer mörderischen Fahrt auf dem Dach des Horror-Taxis hatte ich ihn dann besiegt. Es war ein Abenteuer, an das ich nur noch mit Schaudern zurückdenke. Der Spuk war entkommen, ich wußte es.

Und nun standen wir uns gegenüber. Meine Gedanken wanderten zurück in die Gegenwart. Der Schwarze Tod, der Spuk und Maringo – sie arbeiteten zusammen. Wahrhaftig ein höllisches Trio. Ich sah ihn nur schemenhaft. Er war ein sich rasch bewegender Schatten, er floß hin und her, hatte keine Arme, keinen Körper und kein Gesicht. Nur zwei Augen.

Und doch kannte ich seine wahre Gestalt. Er hatte sie mir damals gezeigt. Der Spuk war in Wirklichkeit ein schuppiges Monster, wie es nur in den Dimensionen des Grauens existiert. Er weidete sich an meiner Überraschung. Ich hörte es an dem Tonfall seiner Stimme, als er sagte: »Wir sehen uns wieder, John Sinclair. Das hatte ich dir doch versprochen!« Die Stimme hallte nach, schien von allen Seiten zu kommen, und ich fühlte mich plötzlich klein und ohnmächtig. Eine perfekte Falle war mir gestellt worden, und ich war hineingetappt.

Aber ich hatte Fragen, wollte wenigstens wissen, woran ich war.

»Was ist dies für eine Dimension?« sprach ich den Spuk an.

»Es ist mein Reich. Das Reich der Schatten, in dem die toten Dämonen vereint sind. Hier gehen sie ein. Jammern und winseln. All die dunklen Seelen der Getöteten und Abtrünnigen sammle ich um mich herum. Und sobald die Stunde der Dämonen angebrochen ist, werden die Seelen befreit. So lange müssen sie im Reich der Schatten darben.«

Ich betete innerlich, daß es niemals dazu kommen würde. Aber die vier apokalyptischen Reiter hielten sich bereit. Wann griffen sie an?

Ich wollte mehr über die Reiter wissen. »Sind sie es, die in der Apokalypse beschrieben werden?«

»Ja, John Sinclair. Die alten Schriften haben nicht gelogen. Auch die Seher und Magier wußten, was auf die Welt zukommen würde. Sie haben gewarnt. Doch niemand wollte die Worte wahrhaben. Jetzt ist es zu spät…«

Tief atmete ich ein. Nun hatte ich die Bestätigung. Die vier apokalyptischen Reiter würden tatsächlich die Welt heimsuchen und das Chaos verbreiten. Aber was hatte der fünfte Reiter, Maringo, damit zu tun? Ich stellte diese Frage.

Da schallte mir ein Lachen entgegen. »Maringo war der Begleiter des Schwarzen Tods. Er war ein Leibwächter, ein Sendbote der Hölle. Er kündigte jedesmal die großen Schrecken und Katastrophen an. Wenn

er auftauchte, war es zu spät. Dann schlug der Schwarze Tod wenig später erbarmungslos zu.«

»So wie jetzt?«

»Fast, John Sinclair, fast. Diesmal bereitete er den apokalyptischen Reitern den Weg. Er bahnt ihnen eine Gasse. Ich leihe sie dem Schwarzen Tod aus. Was in eurer Apokalypse geschrieben steht, wird sich bewahrheiten.«

»Auch wenn Maringo stirbt?« fragte ich. Meine Stimme klang lauernd, denn ich suchte nach der letzten Chance.

»Nein, dann geschieht nichts, denn die Regeln der Schwarzen Magie müssen eingehalten werden.«

»Ich will mit Maringo kämpfen!« forderte ich.

Ich hatte den Entschluß spontan gefaßt, so blieb mir vielleicht noch eine Möglichkeit, das Schicksal zu wenden.

Wieder lachte der Spuk. »Du Narr. Denkst du, wir lassen uns so dicht vor dem Ziel noch auf Kompromisse ein? Nein, John Sinclair, wir wissen um deine Gefährlichkeit. Du könntest Maringo unter Umständen besiegen. Wir würden dich dann zwar auch töten, aber die Invasion der Höllenheere wäre für eine Weile gestoppt. Das können wir nicht riskieren. Aber du sollst zusehen, was Maringo macht und wie er den Weg vorbereitet. Schau her!«

Ich sah ein wirbelndes Schattenspiel, und plötzlich kristallisierte sich aus dem Nichts eine graue Wand. Sie glich in der Größe einer Kinoleinwand, doch sie war dauernd in Bewegung. Es erschien mir, als würden Millionen von winzigen Insekten auf der Leinwand herumkriechen. Dann aber sah ich ein Bild. Eine kleine Stadt im Westen, in Arizona. Hickory!

Das Rodeo stand dicht bevor. Die Sonne senkte sich schon dem westlichen Horizont entgegen. Die ersten Reiter ritten in den Rodeo-Corral. Hunderte von ahnungslosen Menschen sahen zu. Mein Blick wanderte weiter, hinüber zu den Bergen im Westen, die bereits im Schatten lagen. Dort stand er wie ein Denkmal und stieß seine feurige Lanze in die klare Luft. Maringo, der Höllenreiter!

***

Der Medizinmann blies in die Schale vor seinen Beinen, und aus dem fingerdicken Rauchstrahl wurde eine Wolke. Sie quoll der Decke entgegen und zerfaserte dort.

»Maringo ist uralt«, sagte Tanzender Bär. »Manche behaupten, er wäre so alt wie die Welt selbst. Ich weiß es nicht, aber meine Ahnen und Urahnen haben von ihm berichtet. Noch bevor ihr Weißen in dieses Land gekommen seid, ist er über die Prärien und Wüsten geritten, auf seinem schwarzen Mustang, dessen Nüstern Feuer speien. Er war der Vorbote eines noch schrecklicheren Geschöpfes, des

Schwarzen Dämons, wie wir ihn genannt haben.«

Suko wußte, daß mit dem Schwarzen Dämon nur der Schwarze Tod gemeint sein konnte. »Immer wenn Maringo in den Dörfern auftauchte und die Tipis verwüstete, gab es Krieg. Dann wurden blutige Stammesfehden ausgetragen. Männer starben, Frauen und Kinder weinten. Niemand konnte dem Höllenreiter Einhalt gebieten. Es kam die Stunde der Weißen. Sie drangen in unser Land ein, töteten die Büffelherden und brachten, ebenso wie Maringo, Not und Pein über uns. Da riefen wir den Höllenreiter um Hilfe an, und er kämpfte von nun an auf unserer Seite. Dafür verlangte er die Seelen unserer schönsten Squaws. Wir gaben sie ihm. Viele Weiße hat er getötet, doch dann kam ein Mann, den ihr Priester nennt, in unser Land und hat den Höllenreiter vernichtet. Er besiegte ihn mit der Macht des Kreuzes und drückte ihm mit einem geweihten glühenden Brandeisen ein Zeichen auf die Stirn. Danach wurde Maringo mitsamt seinem Pferd begraben, doch der Priester glaubte nicht an die Legende, die besagt, daß nur die Kraft eines noch stärkeren Elements ihn besiegen kann. Der Priester grub Maringo tief in der Erde ein und stellte einen Felsen auf das Grab. Er glaubte, für alle Zeiten Ruhe zu haben. Doch er irrte sich. Maringo ist zurückgekehrt. Wie schon damals wird er mit seiner glühenden Lanze alles vernichten, was sich ihm in den Weg stellt. Seine Feinde werden niedergemacht, und wie es die Prophezeiung der Alten schon sagt, ist mit seinem Auftauchen das Ende der Welt eingeleitet worden.«

Der Medizinmann hatte gesprochen, ohne Luft zu holen. Er wirkte erschöpft, als er Suko ansah.

»Nun weißt du alles, Fremder. Flieh, solange noch Zeit ist.«

Suko winkte ab. »So einfach will ich es dem Höllenreiter nicht machen. Es muß doch eine Waffe geben, mit der man ihn besiegen kann.«

Tanzender Bär schaute Suko ernst an. »Die gibt es auch«, sagte er dann.

»Nenn sie mir!«

»In der Legende steht geschrieben, daß der Große Geist Manitou demjenigen hilft, der es wagt, sich dem Höllenreiter zum Kampf zu stellen.«

»Dann werde ich es sein, der ihn herausfordert!«

»Weißt du, auf was du dich einläßt?« fragte Tanzender Bär.

»Ja.«

Der Medizinmann schüttelte den Kopf. »Du wirst diesen Kampf nicht gewinnen können, denn Maringo hat die Kraft der Hölle. Sie leitet ihn, und sie macht ihn stärker als alle anderen. Nein, du Narr, eine Chance hast du nicht.«

Suko merkte, daß der Medizinmann nicht bereit war, noch weiter zu

reden. Deshalb stand er auf und verabschiedete sich.

Tanzender Bär hörte ihn nicht. Er hatte den Kopf gesenkt und starrte zu Boden.

Suko teilte den Vorhang. Er trat hinaus in die Helligkeit und mußte die Augen schließen, um sich an das grelle Licht zu gewöhnen.

Das Rodeo hatte bereits begonnen. Zahlreiche Menschen strömten noch dem Turnierplatz zu.

Auf der Budenstraße herrschte kaum Verkehr. Ein paar Betrunkene taumelten umher. Einer spie Suko vor die Füße.

Der Chinese kümmerte sich nicht darum.

Er blieb stehen und witterte wie ein Raubtier. Sein sechster Sinn sagte ihm, daß Gefahr in der Luft lag.

Langsam drehte sich Suko um.

Er schaute nach Westen, der untergehenden Sonne entgegen.

Und da sah er ihn.

Er kam direkt aus der Sonne, saß auf seinem schwarzen Roß und jagte mit donnernden Hufen auf den Ort zu.

Maringo, der Höllenreiter, war da!

***

Suko ging nicht in Deckung, sondern tat genau das Gegenteil. Er sprang mitten auf die Fahrbahn. Und dort blieb er breitbeinig stehen.

Schon hatte der Reiter den Ort erreicht. Noch immer hatte er sein Tempo nicht vermindert. Die Hufe trommelten über den Boden. Staub wallte hoch und nahm Suko für wenige Augenblicke die Sicht.

Er zog seine mit Silberkugeln geladene Beretta. Suko hoffte, den Höllenreiter damit aufhalten zu können. Die ersten Schreie gellten auf. Der Reiter war entdeckt worden. Meist waren es Frauen und Kinder, die ihre Angst hinausschrien.

Der Höllenreiter wurde um keinen Deut langsamer. Schon sah Suko den pechschwarzen Pferdekopf aus der Staubwolke auftauchen, sah die Flammen, die aus den Nüstern sprühten, und er mußte sich beherrschen, um nicht wegzurennen. In der rechten Hand hielt der Reiter eine glühende Lanze. Er hob den Arm und schwang die Lanze über seinem Kopf. Es war eine triumphierende Geste, aber die wollte Suko ihm versalzen.

Er zielte genau. Stützte dabei das rechte Schußgelenk mit der linken Hand ab. Dann zog er durch. Einmal, zweimal, dreimal…

Feuerblumen blühten an der Mündung. Rasend schnell verließen die Geschosse den Lauf und trafen. Doch Maringo war nicht mit Silberkugeln zu besiegen. Er schluckte sie und ritt weiter in seinem mörderischen Tempo. Genau auf Suko zu.

Für den Chinesen wurde es kritisch. Wenn er noch drei Sekunden länger auf der Stelle stand, würden ihn die Hufe des schwarzen

Pferdes zermalmen.
Suko entschied sich innerhalb eines Sekundenbruchteils. Kurz bevor ihn die mörderischen Hufe erreichten, hechtete er nach links weg.
Es war ein gewaltiger Sprung, wie ihn nur ein durchtrainierter Athlet fertigbringen konnte. Der Chinese spürte den Luftzug, als die Hufe dicht an seinem Kopf vorbeiwirbelten. Er prallte auf die Straße, wirbelte eine braune Staubwolke auf, rollte einige Male um die eigene Achse und blieb liegen. Der Hufschlag verklang.
Suko richtete sich hastig auf. Er sah, daß der Höllenreiter Kurs auf den Rodeoplatz nahm. Und dort würde es ein Unglück geben! Plötzlich waren die Menschen da. Sie umringten Suko, stellten Fragen. Der Chinese wunderte sich, woher die zahlreichen Leute kamen. Er hatte angenommen, sie wären beim Rodeo. Fragen stürmten auf ihn ein. Er blickte in Gesichter, in denen sich die blanke Angst widerspiegelte. Und plötzlich stand auch Herby neben ihm. Der alte Mann zog Suko zur Seite.
»Keine Chance, Freund«, flüsterte er, »keine Chance. Jetzt hilft uns nur noch die Flucht.«
Mein Partner schüttelte den Kopf. »Nein«, erwiderte er mit fester Stimme. »Geflohen bin ich noch nie. Irgendwie werde ich diesen verdammten Reiter zu packen kriegen…«

***

Ich erlebte den Vorgang auf der Dimensionsleinwand mit. Konnte den Weg des Reiters vom Hügel in den kleinen Ort genau verfolgen. Meine Angst bereitete dem Spuk eine wahrhaft teuflische Freude. Immer wieder gab er seine Kommentare.
»Niemand wird Maringo aufhalten, denn er ist ein Geschöpf der finstersten Hölle!« Aber da war Suko.
Ich sah ihn auf der Straße stehen, breitbeinig, die mit Silberkugeln geladene Beretta im Anschlag. Der Reiter preschte auf den Chinesen zu.
Meine Hände hatte ich zu Fäusten geballt. Die Fingernägel drangen tief in das Fleisch ein. Suko hatte keine Furcht, er feuerte, doch die Kugeln taten dem Reiter nichts. Dann war es vorbei.
Der Staub nahm mir die Sicht. Für einen schrecklichen Moment glaubte ich, Suko wäre von den Hufen des Pferdes getötet worden, doch dann sah ich ihn aus der Staubwolke kriechen und auf die Beine gelangen. Unverletzt! Der Spuk freute sich.
»Jetzt wird er am Rodeo teilnehmen«, sagte er mit dröhnender Stimme. »Gib genau acht, John Sinclair. So etwas bekommst du nicht alle Tage zu sehen…«

***

Neben Big Josh Cannighan saßen auf der Ehrentribüne nur seine

höheren Angestellten, einige Würdenträger und seine nächsten Verwandten.

Und da stach die Tochter Jill besonders hervor. Sie war wie ihr Vater. Stur, hatte einen Dickkopf und ließ die Männer reihenweise abblitzen. Ihr war keiner gut genug. Zum Rodeo trug sie eine karierte Bluse, die sich um die beachtliche Oberweite spannte. Ihre Jeans saßen eng wie ein Taucheranzug. Jill hatte die Rundungen genau dort, wo sie hingehörten. Klar, daß sie die Männer verrückt machte. Viele ihrer Verehrer ritten nur für sie. Denn der Sieger des Rodeos durfte mit ihr den Abend verbringen. Das hatte Big Josh Cannighan so verfügt, und seine Tochter gehorchte.

Seit die Mutter vor zwei Jahren gestorben war, hingen Vater und Tochter noch mehr zusammen. Der alte Cannighan erfüllte seiner Tochter jeden Wunsch. Sie brauchte ihn erst gar nicht auszusprechen, schon bekam sie, was sie wollte. Das war natürlich genau die falsche Methode, aber Big Josh ließ sich in die Erziehung nicht hineinreden.

Rechts neben ihm saß seine Tochter. Auf der linken Seite hatte der Bürgermeister Platz genommen, und daneben hockte der Sheriff. Er war mit dem Rancher in eine Klasse gegangen, hieß Winston Erskine und schleppte vierzig Pfund Übergewicht mit sich herum. Sein Gesicht glich einer vollreifen Tomate, und es verging keine Minute, wo er es nicht mit einem großen Taschentuch abwischte.

Wie ein Pascha hockte der Rancher auf seinem Platz. Er hatte sich zurückgelehnt und die Hände über dem Bauch zusammengefaltet. Sein Doppelkinn lag fast auf der Brust. In seinen Augen blitzte der Spott.

Lässig deutete er nach unten in die Arena. »Sind das Stümper«, schimpfte er.

»Ist ja auch nur die zweite Garnitur«, wagte der Sheriff zu widersprechen.

»Na und?« Er beugte sich nach rechts, seinem Vormann zu, und sprach an seiner Tochter vorbei. »Mach du uns nur keine Schande, Brad.«

Clifton nickte hastig mit dem Kopf. »Darauf können Sie sich verlassen, Boß.«

»Außerdem ist er heiß auf den ersten Preis«, sagte Jill. Brads Kopf lief rot an, und Big Josh Cannighan lachte. Er kannte seine Tochter. Sie würde den Burschen erst scharfmachen und dann auf Distanz halten. Er konnte sich dann ja woanders abreagieren. Wie man erzählte, waren auch leichte Mädchen aus Prescott nach Hickory gekommen. Die machten heute ihr großes Geschäft.

Noch ein Reiter preschte in die umzäunte Arena. Er hockte auf einem Jungstier, wollte es besonders gut machen und schwang dabei seinen Hut.

Der Stier bockte, warf den Reiter ab, drehte sich und raste mit

gesenktem Schädel auf den am Boden Liegenden zu. Menschen schrien auf.

Nicht so Jill Cannighan. Sie hatte die Hände geballt und schaute mit funkelnden Augen dem Kampf zu.

Der Reiter hatte etwas abbekommen. Verletzt lag er auf dem Boden und hielt sich sein linkes Bein.

Der Stier würde ihn packen.

Von der Seite her ritten zwei mutige Männer auf den Stier zu, drängten ihn im letzten Augenblick ab.

Ein dritter Mann sprang von der Corralumzäunung und half dem Reiter auf die Beine. Der Verletzte humpelte auf das Gatter zu.

»Ich hoffe, du bist besser«, sagte Jill zu dem Vormann ihres Vaters.

Brad Clifton nickte. »Das wirst du bei mir nicht erleben. Ich bin einsame Spitze.«

Jill verzog die rot geschminkten Lippen. »Abwarten.«

Ein Verkäufer kam mit eisgekühlten Getränken. Jill nahm einen Orangensaft, ihr Vater und der Sheriff tranken Bier.

Musik ertönte. Bis der Hauptkampf begann, würden noch einige Minuten vergehen.

Auch Clifton stand auf. »Dann wollen wir mal«, sagte er optimistisch.

Jill lachte. »Denk an den ersten Preis.«

»Immer.«

Dann ging er. Man sah es seinem Gang an, daß er einen Teil seines Lebens im Sattel verbracht hatte.

Big Josh Cannighan schaute ihm nach. Ein sprödes Lächeln kräuselte seine wulstigen Lippen. Er stieß seine Tochter an.

»Denkst du, daß er der Richtige für dich ist?«

»Kaum.«

»Aber du machst ihm Hoffnungen.«

Jill lachte etwas schrill. »Ein Spiel, nichts weiter. Was soll ich mit diesem dummen Iren anfangen? Vielleicht heiraten?«

Big Josh Cannighan trank einen Schluck Bier. Neben ihm unterhielten sich der Bürgermeister und der Sheriff über ein neues Jail.

An der Rodeo-Arena wurden die frischen Stiere in die Boxen geführt. Wilde Mustangs standen bereit. Sie scharrten ungeduldig mit den Hufen, peitschten die Schweife und stießen schrilles Wiehern aus.

»Wird Zeit, daß du deine Eröffnungsrede hältst.« Jill wies ihren Vater auf seine Pflichten hin.

»Okay.« Der alte Cannighan erhob sich ächzend, trank seine Dose Bier leer, quälte sich durch die Reihen und ging auf das aufgebaute Mikrophon zu. Beifall klang auf. Dann verstummte die Musik.

Wenig später begann der Rancher mit seiner Eröffnungsrede. Er sprach davon, wie sehr er sich freue, wieder ein Rodeo abzuhalten,

und begrüßte die Gäste von außerhalb. Er erhielt viel Beifall.
Big Josh war es eigentlich egal, aber es gehörte zu seinem Image, ein Rodeo auszurichten.
Zwanzigtausend Dollar hatte er als Siegespreis ausgesetzt. Daß seine Tochter mit dem Sieger den weiteren Abend verbrachte, war ein zusätzlicher Anreiz. Big Josh ging wieder an seinen Platz zurück, eine Kapelle spielte einen Tusch, der jedoch im allgemeinen Trubel unterging, und dann verließ der erste Reiter seine Box. Er hockte auf einem Schimmel. Der Mann war gut, das Pferd aber noch besser.
Nach acht Sekunden lag der Reiter im Staub, rollte sich ein paarmal um die Achse, stand auf und rannte auf das Gatter zu. Der Mustang wurde von drei Lassowerfern eingefangen. Willig ließ sich das Tier abführen. Die nächsten drei Reiter waren nicht viel besser. Der vierte Reiter rutschte bereits beim ersten Bocksprung vom Pferderücken und erntete Gelächter.
»Schlappschwänze!« zischte Jill. Sie hatte sich vorgebeugt und schaute gebannt in die Arena.
Big Josh beobachtete sie mißtrauisch. Manchmal dachte er, daß seine Tochter noch schlimmer war als er selbst. Schließlich war Brad Clifton an der Reihe.
Über Lautsprecher wurde sein Name bekanntgegeben. Er erntete viel Beifall. Den meisten Menschen hier war Clifton ein Begriff. Sie wußten auch, wie gut er ritt. Zweimal wollte Clifton antreten. Erst auf dem Rücken eines Pferdes, dann auf dem Buckel eines Stieres. Das Gatter der engen Box wurde geöffnet. Der Schecke stürmte in den abgetrennten Corral. Den Kopf hatte er gesenkt, den Rücken aufgebuckelt. Brad klammerte sich mit der linken Hand am Zügel fest, den rechten Arm schwang er auf und nieder, versuchte so, sein Gleichgewicht zu halten.
Seine Schenkel waren wie Stahlklammern. Die Zuschauer hatten das Gefühl, als wäre Brad mit dem Tier verwachsen. Das Pferd bockte, drehte sich wild im Kreis, doch Brad Clifton gab nicht nach.
Der erste Beifallssturm brach über ihn herein. Schon jetzt stand fest, daß sich Clifton am längsten auf dem Pferderücken gehalten hatte. Aber er wollte den wilden Mustang in die Knie zwingen, hielt sich deshalb weiter im Sattel. Kein Zuschauer nahm wahr, daß im Ort der Höllenreiter aufgetaucht war, Angst und Panik verbreitete und nun auf den Rodeoplatz zupreschte.
Brad hockte noch immer auf dem Pferderücken. Er und das Tier waren in Schweiß gebadet, doch keiner wollte nachgeben. Jill war aufgesprungen. Ihre Augen leuchteten. Ja, dieser Brad Clifton konnte gut reiten. So etwas liebte sie.
»Ja, gib’s ihm, Brad!« rief sie. »Los, brich ihn ein. Dann frißt er dir aus der Hand. Anschließend…« Ihre Stimme versiegte. Jills Blick war

über die Arena hinweggeschweift zur Stadt hinüber. Sie überschaute einen Teil der Main Street und sah den Höllenreiter, der – eingehüllt in eine Staubwolke – auf den Rodeoplatz zuritt.

Innerhalb von Sekundenbruchteilen schossen Jill die Gedanken durch den Kopf. Sie hatte von dem Reiter gehört und gelesen, doch nie daran geglaubt, daß er tatsächlich existierte.

Aber jetzt – jetzt ritt er durch die Stadt, trieb schreiende Menschen vor sich her und sah aus wie der reitende Teufel persönlich.

Noch wenige Sekunden, dann hatte er die Rodeo-Arena erreicht.

Brad Clifton merkte nichts. Er hockte noch immer auf dem wilden Mustang, ließ sich durchschütteln und preßte seine Beine um den Leib des Tieres.

Da entdeckten auch die Zuschauer den Höllenreiter. Ein, zwei Herzschläge lang hockten sie wie erstarrt auf den Corralstangen, dann jedoch wurden sie von Panik erfaßt. Schreiend verließen sie ihre Plätze. Selbst harte, abgebrühte Cowboys wurden vom Grauen gepackt. Sie alle hatten vom Höllenreiter gehört, und die meisten von ihnen waren abergläubisch, glaubten an Spuk und Geister. Sie sahen sich jetzt bestätigt.

Eine panische Flucht setzte ein. Im Nu war der Teufel los. Niemand kümmerte sich mehr um den anderen. Maringo verbreitete den Schrecken, den er wollte. Nur Brad Clifton war ahnungslos und zu sehr mit seinem Pferd beschäftigt. Außerdem nahm ihm der aufgewirbelte Staub einen Großteil der Sicht. Doch dann traf ihn das Unheil wie ein Blitzschlag! Maringo brach auf seinem Rappen in die Arena ein. Bretter und Latten knickten weg, als wären sie aus Sperrholz. Aus dem Mund des Höllenreiters drang ein uriger Schrei. Die Tiere in ihren Boxen spielten verrückt. Trommelten mit den Hufen gegen die Verkleidung. Ihre Angst weckte alle Kräfte. Sie durchbrachen ihre Gefängnisse, zerstörten sie in ihrer Wut und rasten in die staubgeschwängerte Arena. Dort spielte sich bereits ein Drama ab. Brad Clifton konnte sich nicht mehr auf dem bockenden Mustang halten. Er war zu sehr abgelenkt worden, das Pferd stieg vorn steil hoch, Clifton verlor die Balance und prallte zu Boden. Schrill wiehernd galoppierte der Mustang davon.

Der Höllenreiter nahm Kurs auf Clifton. Auf einmal stand er vor ihm, riß sein Pferd auf die Hinterhand, schwang die flammende Lanze und ließ sie dann niederzischen. Sie traf genau!

Brad Clifton konnte nicht einmal mehr einen Schrei ausstoßen. Urplötzlich war er in eine blendende Aura getaucht, die ihn wie einen Mantel umgab, dann war es vorbei. Brad Clifton war vergangen. Zurück blieb Asche.

Schaurig lachte der Höllenreiter auf. Hart drückte er seinem Tier die Fersen in die Flanken, und im nächsten Moment schossen

Flammenzungen aus den Mistern. Für Maringo war dies erst der Beginn. Er drehte sein Pferd um die Hand und ritt auf die Tribüne zu. Dort warteten weitere Opfer…

***

Für Suko und Herby war es unmöglich, den Rodeoplatz zu erreichen. Die von Angst und Panik erfaßten Menschen versperrten ihnen den Weg. Wie eine Lawine drängten sie sich ihnen entgegen. Rissen alles um, was sich ihnen in die Quere kam.

Und auch die Tiere waren in Panik geraten. Sie rasten ebenfalls über die Hauptstraße des Ortes, folgten ihrem Instinkt, der sie wegtrieb von der unmittelbaren Aura des Bösen. Wenn die Panik einmal um sich griff, dann kannten auch die Menschen nichts mehr. Da zählte der andere nicht für sie. Die Stärksten unter ihnen bahnten sich zuerst einen Weg. Herby wurde von Sukos Seite gerissen. Ehe der Chinese zupacken konnte, flog der alte Mann gegen eine Bretterwand. Sie gehörte zu einem Bierstand. Er wurde wenig später von dem Mob völlig umgerissen.

Dicht vor sich sah Suko das verzerrte Gesicht eines hünenhaften Mannes.

Der Kerl wollte auch Suko zur Seite fegen, so wie er es mit Frauen und Kindern tat.

Suko wich der Dampfhammerfaust aus, duckte sich und hebelte den Wilden mit einem Schulterwurf zu Boden. Gleichzeitig sah er die beiden kleinen Kinder, die am Rand der anderen Straßenseite weinend entlangliefen und von einem rasenden Stier verfolgt wurden. Jetzt ging es um Sekunden, wollte Suko das Leben der beiden retten.

Er bahnte sich seinen Weg über die Fahrbahn. Wie er es schaffte, wußte er später selbst nicht mehr zu sagen. Auf jeden Fall erreichte er die Kinder noch vor dem wütenden Bullen.

Suko packte den Jungen links und das Mädchen rechts am Arm. Sofort warf er sich mit den Kindern zu Boden, deckte sie mit seinem eigenen Körper ab. Da war der Stier heran.

Er raste an Suko vorbei und über ihn hinweg. Der Chinese spürte die harten Tritte an Oberschenkel, Hüfte und Schulter. Die Kinder unter ihm schrien ihre Angst hinaus, sie wollten sich freistrampeln, doch Suko hielt sie fest. Wenn er die beiden retten wollte, dann mußte er dies tun. Mein Freund, blieb so lange liegen, bis die größte Panik vorbei war. Dann erhob er sich ächzend. Seine linke Seite schmerzte. Aber Suko hatte zwei Leben gerettet, die Freude darüber ließ ihn den Schmerz vergessen. Suko gelang es nicht, die Kleinen zu beruhigen. Er fand aber heraus, daß sie ganz in der Nähe wohnten. Er ließ die beiden laufen. Dann blickte er sich um.

Ein Wirbelsturm schien durch den kleinen Ort gefegt zu sein. Fast

alle provisorisch aufgebauten Stände waren zusammengebrochen. Unter den Trümmern lagen Menschen. Einige waren verletzt. Aber auch auf der Fahrbahn lagen die Verletzten. Suko lief auf eine dunkelhaarige Frau zu, die sich nicht mehr rührte. Er hob ihren Kopf und atmete beruhigt auf, als er feststellte, daß sie noch lebte. Dann sah er sich weiter um.

Am Parkplatz war die Hölle los. Jeder wollte so rasch wie möglich weg, niemand nahm Rücksicht. Blech kreischte auf Blech, Reifen quietschten, Männer schrien oder fluchten. Keiner nahm mehr auf den anderen Rücksicht. Auch die Wagen mit den schweren Wohnanhängern wurden in Bewegung gesetzt. Es gab hier ebenfalls zahlreiche Unfälle. Und dann hörte Suko die Schüsse. Sie waren drüben am Rodeoplatz abgegeben worden. Der Chinese zögerte keine Sekunde, sondern rannte los…

***

Auf der Tribüne waren die Zuschauer inzwischen von ihren Sitzen hochgesprungen. Noch konnte niemand so recht sehen, was geschehen war. Zu dicht quirlten die Staubwolken durcheinander.

Big Josh Cannighan sah schon das Ende des Festes kommen. Er wollte retten, was noch zu retten war.

»Was ist denn da los?« brüllte er. »Sheriff, sieh mal nach!«

Winston Erskine stand auf. Er drängte sich durch die Reihen, vorbei an den verblüfften Zuschauern. Dann gellten die ersten Schreie auf. Blitzschnell breitete sich die Panik aus. Auch auf der Tribüne leerten sich die hinteren Reihen. Die Menschen verließen panikartig ihre Sitze. Jill sah den Höllenreiter hin und wieder aus den Staubschleiern auftauchen und bekam mit, wie er seine feurige Lanze nach unten warf. Auf einen Menschen.

»Brad!« Jill schrie den Namen, ihre Stimme kippte über.

Der alte Cannighan wurde durch den Schrei seiner Tochter alarmiert. Er drehte sich um und packte Jill bei den Schultern. »Was ist geschehen?« herrschte er sie an.

»Brad – er ist – mein Gott – sieh doch, der Reiter!«

Big Josh Cannighan preßte die Zähne zusammen, daß es knirschte. Auch er sah jetzt Maringo mit seiner feurigen Lanze. Der Rancher und seine Tochter mußten mit ansehen, wie ihr Vormann verglühte, und das Grauen weilte plötzlich als unsichtbarer Gast zwischen ihnen.

Der Bürgermeister wurde ohnmächtig. Er röchelte noch einmal und fiel dann zusammen. Schräg blieb er auf seinem Sitz hängen.

Scharf stieß Big Josh die Luft aus. Er und seine Tochter wollten wie die anderen Tribünengäste wegrennen, doch das weitere Geschehen nagelte sie auf ihren Plätzen fest.

»Da, der Sheriff!« schrie Jill. Sie deutete mit dem rechten Arm nach

unten, und ihr Vater folgte der Richtung mit seinen Blicken.

Winston Erskine stolperte über die provisorische Treppe. Er hatte seinen Revolver gezogen, einen sechsschüssigen Remington. Ein Sonnenstrahl betupfte den Lauf und ließ das Metall aufblitzen.

In der linken Hand hielt der Sheriff sein Funksprechgeiät. Hastig sprach er in den Apparat hinein. Der Reiter hatte gewendet. Maringo stieß einen gellenden Siegesschrei aus, stieß seinem schwarzen Pferd die Fersen in die Flanken und ritt in Richtung der Tribüne. Der Sheriff riß die Balkentür auf, lief in den Innenraum der Rodeo-Arena und brüllte dem Reiter etwas zu.

»Mein Gott«, flüsterte Jill oben auf der Tribüne. »Erskine ist wahnsinnig…« Big Josh nickte nur.

Der Sheriff und der Höllenreiter starrten sich an. Der Dämon saß auf dem blanken Pferderücken. Erskine stand vor ihm. Den Colt schußbereit.

Natürlich wußte der Sheriff, wen er hier vor seinem Lauf hatte. Maringo, der Höllenreiter, war auch ihm ein Begriff. Außerdem las er Zeitungen und wußte auch von den alten Horrorgeschichten, die sich die Menschen über Maringo erzählten.

»Du Wurm!« kreischte der wilde Reiter. »Willst du mich stoppen? Mich, den großen Maringo?« Er lachte scharf und ächzend. Sein Pferd schnaubte, Flammenzungen leckten aus den Nüstern und an dem Sheriff vorbei.

Natürlich hatte Erskine Angst. Sehr große sogar. Am liebsten wäre er in den Erdboden versunken, aber jetzt konnte er nicht mehr zurück. Er mußte wenigstens etwas tun.

»Zurück, du Bastard!« schrie er. Gleichzeitig drückte er ab. Der erste Schuß ging fehl. Erskine schrieb das seiner ungeheuren Nervosität zu.

Mit der zweiten Kugel traf er, auch die dritte Kugel schlug in den Körper des Höllenreiters.

Doch die Geschosse konnten ihm nichts anhaben. Maringo lachte nur. Die Kugeln blieben in seinem Körper stecken. Die Löcher, die sie gerissen hatten, schlossen sich sofort. Maringo war unverwundbar!

Diese Erkenntnis traf den Sheriff wie ein Hammerschlag. Pfeifend saugte er die Luft ein, schmeckte den Staub in seinem Mund, und ein tiefes Stöhnen drang aus seinem Mund. Er taumelte zurück. Die rechte Hand mit der Waffe sank nach unten.

Ungläubig starrte der Sheriff den Höllenreiter an, der jetzt seinen Rappen auf die Hinterhand riß und auf den Sheriff niederschaute.

»Aus!« gellte seine Stimme. Die Lanze blitzte. Strahlend hell wurde es. Dann fuhr der Arm nach unten.

Sheriff Erskine riß beide Hände hoch. Der grelle Lichtschein erfaßte ihn voll.

Es gab keine Rettung mehr für den tapferen Mann. Jill hatte den

schrecklichen Vorgang mit ansehen müssen. Sie schluchzte auf, preßte beide Hände gegen ihr Gesicht und warf sich an die Brust ihres Vaters.

Auch Big Josh Cannighan hatte das Ende des Sheriffs erlebt. Doch die Schrecken sollten noch längst kein Ende haben, der Höllenreiter wütete weiter. Und wie!

Während die Gäste in ihre Wagen flüchteten und versuchten, den Ort des Unheils zu verlassen, jagten zwei Patrol Cars heran. Über Sprechfunk hatte der Sheriff sie informiert. Die Wagen rasten mit jaulenden Sirenen zum Ort des Geschehens, nahmen Kurs auf das Rodeogelände. Sie stoppten.

Reifen schlitterten über den ausgetrockneten Boden. Wolkenartig wurde der Staub hochgewirbelt. Türen klappten auf, die Beamten sprangen aus ihren Wagen. In ihren Fäusten blinkten Revolver. Da brüllte der Höllenreiter los. Er drehte sein Pferd, stieß ihm die Fersen in die Seiten, daß es aufwieherte und mit einem Satz über die Corralstangen hinwegsetzte. Die Beamten standen wie festgeleimt. Bis einer schrie: »Schießen! Los, schießt doch!«

Da krachten die Revolver. Feuerzungen platzten aus den Mündungen. Blei sirrte durch die Luft, hieb in den Körper des Höllenreiters, doch der lachte nur. Dann ging er zum Gegenangriff über. Er ritt auf die Polizisten zu. Schreiend ließen diese die Waffen fallen und wandten sich zur Flucht. Maringo verfolgte sie nicht. Er vernichtete nur die beiden Polizeiautos. Blitze zuckten aus der Lanze. Zweimal hintereinander.

Dann standen beide Patrol Cars in hellen Flammen. Sie explodierten, platzten auseinander wie reife Flüchte. Glühende Metallteile zischten durch die Luft. Maringo aber drehte sein Pferd. Er hatte bereits ein neues Opfer anvisiert. Eine blonde junge Frau. Jill Cannighan!

***

Ich spürte die Bewegung neben mir, nahm meinen Blick von der Leinwand und wandte den Kopf. Der Spuk hatte sich zur Seite gestellt und diesmal sein wahres Aussehen angenommen.

Unter einem Umhang steckte ein grünschuppiges Monster mit häßlichen gelben Augen. Das Maul war etwas vorgeschoben wie bei einem Fisch. Ich starrte den Dämon an, der jedoch lachte nur, und im nächsten Augenblick verwischten seine Konturen.

Der Spuk, so wie ich ihn kannte, stand wieder vor mir. »In diesem Fall bist du nur Statist, John Sinclair«, sprach er mich an.

Wie recht er hatte. Noch nie hatte ich so wenig dazu beitragen können, damit ein Fall gelöst wurde, Ich spielte nur am Rande mit. Die Hauptpersonen waren ganz andere. Maringo und Suko!

Auf den Chinesen setzte ich große Hoffnungen. Suko wurde oft unterschätzt, aber er hatte schon manches Mal bewiesen, daß er mehr

konnte, als es den Anschein hatte. Suko besaß außerdem eine völlig andere Mentalität. Als ich ihn kennenlernte, war er Leibwächter eines reichen Chinesen gewesen. Dieser Mann wurde von einem Geheimbund, der sich Schwarzer Drache nannte, ermordet. Suko war fortan arbeitslos. Wir hatten uns schon während der Auseinandersetzung mit der Drachenbande angefreundet. Und als der Fall gelöst war, fragte ich Suko, ob er nicht an meiner Seite weiter gegen das Böse kämpfen wollte. Der Chinese war einverstanden. Nur bezahlen konnte ich ihn nicht. Das heißt, mein Beamtensalär reichte nicht aus, um ihn als meinen Mitarbeiter zu betrachten. Und Scotland Yard nahm ihn ebenfalls nicht. Das hatte mir mein Chef, Superintendent Powell, deutlich genug zu verstehen gegeben. Vorerst war das zumindest so. Die Zukunft würde zeigen, wie lange diese Entscheidung von Bestand war.

Was also tun?

Da sprang mein zweiter langjähriger Freund in die Bresche, Bill Conolly, der ehemalige Reporter und Haudegen vom Dienst. Er hatte eine wohlhabende Frau geheiratet und befand sich in der glücklichen Lage, daß Geld für ihn kaum eine Rolle spielte. Er überwies Suko jeden Monat einen Scheck, der ausreichte, um bequem seinen Lebensunterhalt bestreiten zu können.

»Das ist eben meine Art der Dämonenbekämpfung«, hatte Bill einmal gesagt.

Seit seiner Heirat achtete Sheila, seine Frau, nämlich darauf, daß sich Bill nicht in jedes Abenteuer stürzte. Erst recht jetzt nicht, wo Bill Vater geworden war. Auf Suko konnte ich mich verlassen. Hoffentlich gelang es ihm, diesen Höllenreiter zu besiegen. Ich fragte mich allerdings, womit er das bewerkstelligen wollte, denn die mit Silberkugeln geladene Beretta reichte nicht aus. Ich wandte mich wieder der geheimnisvollen Leinwand zu, doch das Bild war verschwunden. Zuletzt hatte ich die Panik miterlebt, die sich in dem kleinen Ort Hickory ausbreitete, jetzt zeigte das Bild nur noch die graue pulsierende Fläche. Der Spuk lachte. »Willst du sehen, wie es weitergeht, John Sinclair?« höhnte er.

»Ja.«

»Du mußt dich noch gedulden, Geisterjäger. Wir werden uns erst wieder einblenden, wenn dein chinesischer Freund am Boden liegt. Und dann hat auch für dich die Stunde geschlagen.«

»Was hast du vor?«

Er deutete auf die vier apokalyptischen Reiter. »Sie werden dich töten. Und zwar auf ihre spezielle Art und Weise. Sie werden dich jagen wie einen Hasen, und du wirst langsam und qualvoll eingehen in das absolute Nichts. Glaube nur nicht, daß nach deinem Tod ein neues Leben für dich beginnt. Nein, das ist nicht der Fall. Du wirst

eingehen in das Dämonenreich, in mein Reich, und bis in alle Ewigkeiten als Schatten dahinvegetieren. Das ist die Strafe der Hölle für den berühmten Geisterjäger.« Er lachte.

Und während der Spuk sich diabolisch freute, dachte ich verzweifelt über einen Ausweg nach. Ich zermarterte mir das Gehirn, doch ich sah einfach keine Chance. Langsam schwand meine Hoffnung dahin…

***

»Dad!« Jill schrie und klammerte sich an ihrem Vater fest. »Er kommt – er will zu uns…« Sie schluchzte laut auf. »O mein Gott…«

Big Josh Cannighan biß die Zähne zusammen. Seine Lippen bildeten nur noch einen Strich. Er schluckte. Kalkweiß war sein Gesicht. Auch ihn hatte das Grauen gepackt.

»Hast du gesehen, was mit dem Sheriff passiert ist?« schrie Jill. Sie faßte ihren Vater an den Schultern und schüttelte ihn.

»Hast du es gesehen, Dad?«

Big Josh schaute in die tränennassen Augen seiner Tochter.

»Ja, zum Teufel, ich habe es gesehen!«

»Mit uns wird das gleiche geschehen, Dad!« Jill atmete keuchend. »Wir müssen fliehen, Dad. Weg von hier!«

»Zu spät, Jill!«

Das Mädchen wandte den Kopf. Sie hatte in den letzten schrecklichen Sekunden die Arena aus den Augen gelassen.

Jetzt sah sie wieder hinunter.

Ihr Vater hatte recht.

Es gab keine Chance mehr für sie. Der Höllenreiter war schon zu nah. Stolz und hochaufgerichtet saß er auf dem Rücken seines Rappen. Hinter ihm verbrannten die beiden Dienstwagen der Polizisten. Der fettige, dunkle Rauch zog in dicken Schwaden an Maringo vorbei und wurde vom Wind zerfasert.

Hinter den westlichen Bergen verschwand die Sonne. Der Widerschein ihrer letzten Strahlen lag noch über dem Land, übergoß die Tafelberge und kantigen Felsen mit einem prachtvollen Farbenspiel. Es schien, als kämpfe der Tag verzweifelt gegen die einbrechende Dunkelheit an, und doch mußte er verlieren.

Maringo ritt langsam. Er wußte, daß ihm seine Opfer nicht mehr entkommen konnten.

Jill sah ihn jetzt deutlich, und der Anblick verschlug ihr die Sprache, stoppte die Tränen.

Das Gesicht des Höllenreiters zeigte strenge, asketische Züge. Scharf sprang die Nase hervor, der Mund bildete einen Strich.

Doch zweierlei Dinge paßten nicht zu dem Gesamtbild des stolzen Reiters. Die leblosen Augen, in denen das Weiße schimmerte, und das blutrote V auf seiner Stirn. Es war das magische Symbol, das ihm einst

der Priester in die Haut geritzt hatte und das jetzt wie ein Fanal leuchtete. Unruhig warf der Rappe seinen Kopf hin und her. Auch er war ein Geschöpf der Hölle und dazu ausersehen, nur diesen einen Reiter zu tragen.

Schon hatte Maringo die untere Begrenzung der Tribüne erreicht. Jill und ihr Vater ahnten, was der Höllenreiter vorhatte. Er würde auf die Tribüne reiten, um das zu vollenden, was er sich vorgenommen hatte. Und niemand hielt ihn auf. Wirklich niemand?

Da war ein Mann, der in diesem Land wie ein Fremdkörper wirkte. Er hatte dem Höllenreiter den Kampf angesagt. Suko. Suko war gerannt, so schnell er konnte. Und doch mußte er einsehen, daß er zu spät gekommen war. Eine unheimliche Stille hatte sich über den Rodeoplatz gelegt. Die Menschen waren geflüchtet, hatten, wenn es nicht anders ging, alles im Stich gelassen. Nur drei Menschen waren zurückgeblieben. Suko sah die leblose Gestalt auf der Tribüne sitzen. Er wußte nicht, daß es der Bürgermeister war.

Suko wußte aber, daß er nicht mehr rechtzeitig eingreifen konnte. Soeben setzte das schwarze Pferd seine Vorderhufe auf die provisorische Tribüne. Suko blieb stehen.

In seinem Kopf wirbelten die Gedanken. Wollte der Reiter die Frau und den Mann töten? Es sah nicht danach aus, denn dann hätte er sich wahrscheinlich in einem anderen Tempo genähert. Vielleicht hatte er mit ihnen etwas vor? Der Chinese erkannte jetzt auch die Menschen auf der Tribüne. Der Mann war Big Josh Cannighan, das blonde Mädchen seine Tochter. Beide hielten sich angstvoll umklammert. Von der sonst zur Schau getragenen Arroganz war nichts mehr zu merken.

Suko zögerte. Noch hatte ihn der Reiter nicht entdeckt, und so nahm er hinter einem umgestürzten Wohnwagen Deckung. Von dieser Stelle aus konnte er die Tribüne im Auge behalten und notfalls eingreifen.

Der Höllenreiter ritt den Mittelgang hoch, dann schwenkte er nach links und ließ seinen Rappen über die Bestuhlung steigen, bis er direkt vor den Cannighans stehenblieb. Nach wie vor hielt er in seiner rechten Faust die glühende Lanze, doch die Spitze wies nach oben und nicht auf die Menschen.

Suko nahm an, daß Maringo mit Vater und Tochter reden wollte.

Plötzlich hörte er hinter sich ein Geräusch. Blitzschnell wirbelte Suko herum.

Tanzender Bär stand vor ihm. Ernst blickte der alte Medizinmann den Chinesen an. »Was willst du?« zischte Suko.

»Dir helfen«, flüsterte der Indianer. Dann entwickelte er seinen faszinierenden Plan…

***

Maringo lächelte grausam, als er vor den beiden entsetzten Menschen

hielt.

Jill und ihr Vater wichen dem Blick des Höllenreiters aus, sie konnten einfach nicht in die toten, starren Augen sehen. Zuviel hatten sie durchgemacht.

Big Josh fing sich als erster. »Wirst du uns töten?« fragte er mit rauher Stimme.

Maringo schüttelte den Kopf. »Noch nicht«, erwiderte er dumpf. »Mit euch habe ich etwas Besonderes vor.«

Er krallte seine linke Hand in die Mähne des Pferdes und beugte sich etwas vor. Ehe er jedoch zu einer Erklärung ansetzen konnte, wurde er abgelenkt.

Der Bürgermeister erwachte aus seiner Ohnmacht. Fast ruckartig setzte er sich auf, schaute umher, und ein Söhnen drang aus seinem halboffenen Mund. Dann sah er den Höllenreiter.

Die Augen schienen ihm aus den Höhlen zu quellen. »Nein«, gurgelte er, »nein, das darf nicht wahr sein…«

Maringo senkte den Arm. Die leuchtende Lanze wies auf den wie erstarrt dasitzenden Mann. Noch Sekunden, dann…

Doch Maringo überlegte es sich anders. »Weg!« zischte er. »Lauf weg, sonst wird dich meine Magie treffen und zu Staub zerbröseln lassen.«

Der Bürgermeister verstand. Er stand auf, starrte den Reiter noch einmal an, machte dann auf dem Absatz kehrt und rannte, so schnell ihn seine Füße tragen konnten. Er nahm den hinteren Ausgang der Tribüne und stolperte dort die steile Holzstiege hinunter.

Wie die übrigen Einwohner würde auch der Bürgermeister so schnell rennen, wie ihn seine Beine trugen. Nun hatte Maringo freie Bahn.

»Euch, nur euch wollte ich mit meiner Rache treffen!« schrie er Vater und Tochter ins Gesicht. »Denn ihr seid an vielem schuld.«

Big Joshs Blick wurde staunend und ungläubig. »Aber warum? Was haben wir dir getan?« fragte er verzweifelt.

»Ihr beide seid unschuldig. Aber wenn wir das Rad der Zeit zurückdrehen, sind gerade eure Vorfahren an meinem magischen Tod schuld gewesen. Ich will es euch berichten. Als damals die Weißen in dieses Land einfielen, wähnten sie sich als die Herren und Herrscher. Sie vernichteten alte Kulturen, töteten und brandschatzten. Doch sie ignorierten die Magie der Indianer. Und das war ihr Fehler. Was wußten eure Vorfahren schon von den Kenntnissen der großen Medizinmänner? Was wußten sie von den Mythen und Ritualen? Für sie war jeder Tanz nur ein unsinniges Hüpfen. Die wahre Bedeutung erkannte niemand. Denn der Medizinmann beschwor die Geister und Dämonen. Seine Kenntnisse waren von Generation zu Generation überliefert worden. Er wußte um die Regeln der Schwarzen Magie, kannte sich aus im Reich der Schatten, und durch seine Beschwörungen gelang es ihm, Kontakt mit anderen Wesen

aufzunehmen. Auch mit mir. Ich wußte, welches Elend die weißen Eroberer brachten, und ich wollte meinen Brüdern helfen. Mit ihnen zusammen kämpfte ich gegen die erdrückende weiße Übermacht. Ich setzte meine Kenntnisse ein, und es gelang mir, manchen Weißen in die Hölle zu schicken. Da vegetieren sie noch heute. Viele sind ins Reich der Schatten gegangen, dort, wo der Spuk unumschränkter Herrscher ist. Er und ich dienten jedoch einem Höheren: dem Schwarzen Tod. Aber das könnt ihr nicht begreifen und ist auch uninteressant für euch. Ich will auf etwas anderes hinaus.«

»Aber wir sind doch daran nicht schuld!« schrie Jill. »Mein Gott, warum…«

Der Höllenreiter versteifte sich. »Nimm das Wort Gott nie mehr in den Mund, wenn ich dabei bin!« fuhr er Jill an. »Hast du verstanden?« Sie nickte.

Dann fuhr Maringo fort. »Aber die Weißen merkten, daß etwas nicht stimmte. Sie kamen dahinter, daß meine Brüder sie mit Schwarzer Magie bekämpften. Sie wehrten sich, gingen nun mit den Mitteln der Weißen Magie zum Gegenangriff über. Und es war dein Urahn, Josh Cannighan, der den Priester ins Land holte. Dieser Mann wußte genau, was er zu tun hatte. Er lauerte mir auf. Ich lachte über ihn, wußte aber nicht, daß er mit dem großen Manitou einen Pakt geschlossen hatte. Manitou, der Geist des Guten, war auch mein Feind. Nie werde ich ihm verzeihen, daß er sich auf die Seite der Weißen stellte, aber damals hat er es getan. Er und der Priester standen gegen mich. Durch magische Fesseln gelang es ihnen, mich auszuschalten. Sie blendeten mich und brannten mir ihr Siegeszeichen auf die Stirn. Diese Erniedrigung war für mich schlimmer als der Tod. Denn sterben konnte ich nicht, dafür sorgten meine Freunde. Der Schwarze Tod, dessen Leibwächter ich vor Urzeiten war, nahm meine Seele auf und versprach mir, daß die Stunde der Rache irgendwann kommen würde. Er hat sein Versprechen gehalten, mich aus dem Grab geholt, damit ich den Nachkommen das heimzahlen kann, was die Vorfahren mir angetan haben. Du und deine Tochter, ihr stammt in der direkten Linie von den Cannighans ab. Und ihr werdet büßen.«

Jill klammerte sich noch fester an ihren Vater. »Nein, ich will nicht, ich habe mit meinen Vorfahren nichts zu tun. Ich bereue sogar, was sie getan haben, aber bitte, laß uns in Ruhe.« Sie schluchzte auf, löste sich von ihrem Vater und fiel vor dem Höllenreiter auf die Knie.

Doch Maringo blieb hart. »Niemals gebe ich nach«, erwiderte er. »Jahrhunderte habe ich auf meine Rache warten missen. Jetzt führe ich sie auch durch.«

»Und – und was hast du mit meiner Tochter vor?« fragte Big Josh mit kaum zu verstehender Stimme.

»Ich werde sie dorthin bringen, wo auch ich war!«

Die Augen des Ranchers wurden groß. »Wo ist das?«
»Deine Tochter wird in das Felsengrab geworfen!«

***

Der alte Medizinmann tat sehr geheimnisvoll. Er winkte Suko ein paar Schritte zur Seite, so daß er die Tribüne nicht mehr beobachten konnte. Und das ärgerte Suko. »Was ist denn?« fragte er unwillig.
Das faltenreiche Gesicht des Medizinmanns bekam noch ein paar Runzeln hinzu. »Nur keine Hast, mein Freund, denn mit zu großer Hast erreichen wir nichts.«
»Aber ich muß die Menschen retten.«
»Das wirst du auch. Ich kenne den Höllenreiter. Er wird seine Rache erst durch Worte auskosten wollen, uns bleibt noch genügend Spielraum. Keine Angst.« Suko und Tanzender Bär hatten sich auf den Boden gehockt. Unter seinem Hemd zog der Alte den Totempfahl hervor, den Suko bereits in der Behausung des Medizinmanns gesehen hatte.
»Das ist im Augenblick unser wichtigstes Stück«, flüsterte er. »Er wird uns den Weg weisen, auf dem wir den Höllenreiter besiegen können.« Er kicherte wie ein altes Weib.
»Und wie willst du das anstellen?« erkundigte sich Suko.
»Der Große Geist wird mir helfen, denn auch Manitou ist ein Feind des Höllenreiters.«
Suko schaute den Medizinmann an. Er sagte nichts, äußerte keine Zweifel an den Worten des Alten. Suko hatte es gelernt, alle Religionen und Weltanschauungen zu respektieren.
»Es ist mir gelungen, mich mit ihm in Verbindung zu setzen. Und auch ihm, der in den Ewigen Jagdgründen ausharrt, ist nicht entgangen, daß Maringo aus seinem Grab zurückgekehrt ist. Manitou ist ein Gegner dieses Dämons.«
»Warum greift er dann nicht ein?«
Ein verlorenes Lächeln umspielte die Lippen des Alten. »Schwarze Magie schirmt Maringo ab wie einen Umhang. Du darfst nicht vergessen, daß er starke Freunde hat, da ist es auch für einen Geist wie Manitou schwer, den Schirm zu durchbrechen.«
»Aber du hast es geschafft«, sagte Suko.
Tanzender Bär nickte. »Ja, es gibt einen Weg. Man muß Manitou beschwören, dann erst kann er den Ring durchbrechen. So habe ich es in den alten Büchern gelesen.«
»Hast du ihn beschworen?«
Der Medizinmann nickte.
»Und?«
Tanzender Bär wog das kleine Totem in seiner rechten offenen Handfläche. »Du wirst darüber lachen«, sagte er, »aber in diesem

Totem steckt mehr Kraft, als du ahnst. Manitous Geist ist dort hineingefahren. Er hat seine starke Magie in dieses Totem geleitet. Du brauchst nur die Schlüsselworte zu sprechen, dann wird Manitou an deiner Seite stehen.«

»Wie lauten die Worte?« Tanzender Bär sagte sie ihm.

Suko runzelte die Stirn. Es waren Beschwörungsformeln, die als kehlige Laute ausgestoßen werden mußten.

»Einmal nur darfst du diese Worte aussprechen«, erklärte der Medizinmann beschwörend, »dann ist es vorbei. Einmal nur, merke sie dir deshalb gut.«

»Ja.«

Suko hatte sich die kehligen Laute genau eingeprägt. Er stand auf und streckte die Hand aus. Tanzender Bär überreichte ihm das Totem. Es fühlte sich warm in Sukos Hand an, schien von einem inneren Leben erfüllt zu sein. Als sich Suko das bemalte Totem betrachtete, merkte er, daß die Motive ineinandergeschlungene Symbole und Zeichen darstellten.

»Danke«, sagte der Chinese.

Auch Tanzender Bär erhob sich. Er drehte beide Hände, so daß die Innenflächen nach außen wiesen. »Und nun geh«, sagte der Medizinmann. »Der Große Manitou möge dir beistehen.«

***

Auch Jill Cannighan hatte die Worte verstanden. Sie sollte in das Grab geworfen werden, so wie ihre Vorfahren es mit Maringo getan hatten.

»Nein!« schrie sie. »Bitte nicht…«

Flehend hob sie die Hände, während ihr Vater wie erstarrt auf dem Heck stand.

Big Josh atmete schwer. Düstere Gedanken wirbelten hinter seiner Stirn.

Plötzlich drehte er durch.

Er warf sich vor, packte den Kopf des Rappen und wollte ihn herunterziehen.

Da spie das Pferd Feuer.

Noch im selben Augenblick raste die feurige Lanze auf den Rancher zu.

Gleißende Helligkeit. Für Sekundenbruchteile zeichnete sich die Gestalt des Mannes mit den hochgerissenen Armen in der Lichtaura ab. Dann war nichts mehr…

»Dad!« weinte Jill. »Dad, um Himmels willen…«

Maringo beugte sich hohnlachend nach unten, packte Jill an den Hüften und zog sie zu sich aufs Pferd.

Die Rancherstochter wehrte sich nicht. Es hatte keinen Sinn.

Sie konnte gegen die Kräfte des Teuflischen doch nichts ausrichten.
Maringo drehte sein Pferd. Dann ritt er den Tribünengang hinunter. Seine Beute hatte er vor sich gesetzt. Er hielt Jill mit dem linken Arm umklammert.
Die Schatten der Dämmerung lagen bereits über dem Land.
Von den Spitzen der fernen Berge war schon nichts mehr zu sehen.
Binnen kurzer Zeit würde die Nacht hereinbrechen.
Maringo aber hatte erreicht, was er wollte. Nun bereitete er den letzten Teil seines Racheplans vor…

***

Suko verließ die schützende Deckung des Wohnwagens. Die Gatter, die den Rodeoplatz umzäunt hatten, waren zerbrochen. Wie große, abgeknickte Streichhölzer lagen sie auf dem Boden.
Suko wußte genau, daß es jetzt nur auf ihn ankam, ob der Fall ein gutes Ende nahm. Sicher, die Bewohner und Gäste, die geflohen waren, würden bestimmt die Polizei einer anderen Stadt alarmieren, doch bis die Beamten eintrafen, hatte der Höllenreiter seine Trümpfe längst ausgespielt, Außerdem war es fraglich, ob Polizisten überhaupt eine Chance gegen ihn hatten. Die Waffen der Highway Police hatten sich als wirkungslos erwiesen. Das Totem hielt mein Freund in der rechten Hand. Seine Schuhe wirbelten kleine Staubwölkchen auf, als er durch die Arena schritt. Die Dämmerung hatte das weite Land bereits umhüllt.
Suko mußte mit ansehen, wie sich der Höllenreiter das Mädchen schnappte und es vor sich auf das Pferd zog. Den Rancher sah der Chinese nirgendwo, und ein schrecklicher Verdacht keimte in ihm hoch.
Bestimmt hatte sich Maringo des Mannes entledigt. Um so schneller mußte Suko diesen Teufel stoppen, bevor er noch mehr Unheil anrichten konnte.
Er dachte wieder an mich. Ginge ich jetzt an seiner Seite, wäre ihm wohler. Aber mein Schicksal beschäftigte Suko noch zusätzlich. Er wollte von Maringo Gewißheit haben, was mit mir geschehen war.
Der Höllenreiter dort oben auf der Tribüne drehte sein Pferd um die Hand. Mit seiner Beute ritt er auf den breiteren Mittelgang zu, erreichte ihn und ließ das Pferd nach unten schreiten.
Der Chinese blieb stehen.
Er hielt sich dort auf, wo der Sheriff gestorben war, um von Maringo gesehen zu werden. Das war in der Tat der Fall.
Etwa auf der Hälfte des Ganges verhielt der Höllenreiter sein schwarzes Pferd.
Er hatte nicht damit gerechnet, auf einen Gegner zu treffen, und sagte nichts.

Dafür aber Suko. »Maringo!« rief er. »Die Stunde der Abrechnung ist nah! Komm herunter von der Tribüne, und stell dich endlich zum Kampf, damit ich dich dorthin schicken kann, woher du gekommen bist.«

Jetzt lachte der Höllenreiter. Für Suko hörte es sich an wie das Grollen eines Gewitters. »Du willst mich aufhalten?« höhnte er.

»Warum nicht?«

Maringo schwenkte die Lichtlanze. »Damit werde ich dich auflösen, du Wurm. Dein Schießeisen nützt dir überhaupt nichts.«

»Aber vielleicht das!« Suko hob seinen rechten Arm.

»Was ist das?« rief der Höllenreiter.

»Komm näher, dann kannst du es sehen!« Der Chinese lockte Maringo zu sich heran.

Jill Cannighan hing kraftlos im Griff des Höllenreiters. Suko nahm an, daß sie ohnmächtig geworden war.

Schritt für Schritt überwand der Rappe die Stufen. Der Höllenreiter überstürzte nichts. Er war sich seines Opfers sicher. Dann hielt er das Pferd an. Der Zaun, der die Tribüne vom eigentlichen Kampfplatz trennte, war zerbrochen und stellte kein Hindernis mehr dar. Frei standen sich Suko und Maringo gegenüber.

Zwei Feinde, die sich bis aufs Blut bekämpfen würden! Sie standen sich gegenüber wie bei einem Revolverduell.

Die Entfernung betrug etwa zehn Schritte.

»Du willst also mit mir kämpfen?« lachte Maringo.

»Natürlich«, erwiderte Suko mit fester Stimme. »Doch ich stelle eine Bedingung. Laß das Mädchen frei!«

Der Höllenreiter überlegte. »Und warum?«

»Weil sie nicht mit dir sterben soll!«

Maringo löste den Griff, und Jill rutschte vom Pferderücken. Der Höllenreiter faßte noch einmal zu, damit sie sich nicht verletzte. Schließlich brauchte er sie noch. Und daß er den Kampf gewinnen würde, daran gab es für ihn keinen Zweifel. »Sonst noch etwas?«

»Ja«, sagte Suko. »Was ist mit meinem Freund, John Sinclair, geschehen?«

»Er ist da, wo er hingehört! Im Reich der Schatten!«

»Lebt er?« Sukos Stimme vibrierte leicht.

»Vielleicht – vielleicht auch nicht. Du wirst es auf keinen Fall herausfinden. Meine Waffe ist stärker als deine. Und jetzt ist genug geredet worden. Kämpfe endlich, und stirb!« Der Höllenreiter hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er den rechten Arm hochriß und die magische Lanze schwang. Im selben Moment handelte auch Suko…

***

Meine Hände glitten unter das Hemd. Die Finger tasteten nach dem Kreuz vor meiner Brust. Und doch hatte ich Angst, es hervorzuziehen. Es war möglich, daß ich damit die hier herrschende Magie zerstörte und auf dem Bildschirm nichts mehr sehen konnte.

»Gespannt?« fragte der Spuk.

»Ja.«

»Dann möchtest du den Tod deines Freundes also miterleben?«

»Daß er stirbt, daran glaube ich nicht«, erwiderte ich mit möglichst fester Stimme. »Wir wollen abwarten.«

»Deine Überheblichkeit kennt keine Grenzen!« zischte der Dämon. »Wie tief muß man dich noch demütigen, damit du endlich glaubst, daß die Schwarze Magie stärker ist?«

»Sie ist nicht stärker. Noch nie hat das Böse für immer die Oberhand behalten. Höchstens für eine kurze Zeitspanne, das laß dir gesagt sein. Auch jetzt werden wir einen Ausweg finden!«

Der Spuk fluchte lästerlich. Dann schrie er: »Da, sieh selbst!« Die graue Tönung verschwand. Bilder kristallisierten sich hervor. Verschwommen sah ich die Berggipfel im letzten Sonnenlicht, dann wanderten meine Blicke weiter, erfaßten die Arena, und ich sah einen Mann einsam und verloren in dem Geviert stehen. Suko!

Mein Partner war unverletzt. Er wartete auf den Höllenreiter.

Maringo ritt mit seiner Beute den Gang entlang, und ich erkannte eine junge Frau.

Aber warum hatte Maringo sie am Leben gelassen? Was hatte er mit ihr vor?

Ich mußte abwarten. Ich konnte nichts tun, war ein Gefangener meiner Feinde, die ihren Spaß an meiner Qual hatten. Selten hatte ich mich so hilflos gefühlt. Jetzt blieben die beiden voreinander stehen. Jeden Moment rechnete ich damit, daß ein Blitz aus der magischen Lanze fahren und Suko töten würde. Das geschah nicht.

Die beiden unterhielten sich. Was sie sagten, verstand ich nicht, aber der Spuk kommentierte es. »Maringo wird ihm mitteilen, welch ein Tod ihn erwartet«, sagte der Dämon. »Es kann nicht mehr lange dauern, dann siehst du, wie dein Feind verglüht.«

»Und was hat er mit dem Mädchen vor?« wollte ich wissen.

»Ihre Urahnen waren es, die Maringo zur Strecke gebracht haben. Sie wird das gleiche Schicksal erleiden wie er damals. Ihr Platz wird das Felsengrab sein.«

In mir stieg der heiße Zorn hoch. »Ihr Bestien!« schrie ich. »Ihr satanischen Geschöpfe!« Ich sah dabei in die schwebenden Augen des Spuks.

»Eines Tages kommt der Zeitpunkt, in dem all eure Welten zu Staub zerfallen wie ein alter Vampir, wenn ihn das Sonnenlicht trifft. Das schwöre ich euch.«

»Aber du wirst es nicht mehr erleben, John Sinclair!«

»Nach mir kommen andere. Und vielleicht auch stärkere. Verlaßt euch drauf.«

Ich sprach nicht mehr weiter, denn zwischen Suko und dem Höllenreiter bahnte sich die Entscheidung an. Ich sah, wie Maringo den rechten Arm hob.

Jetzt – in diesen Augenblicken mußte es geschehen, würde die magische Lanze meinen Freund durchbohren. Ich wollte die Augen schließen, doch ich schaffte es nicht. Gebannt schaute ich den Ereignissen in der anderen Dimension zu…

***

Der Höllenreiter griff an.

Suko riß den rechten Arm hoch. In der Hand hielt er das Totem. Mein Freund sprach die magischen Worte. Da zackte der Blitz aus der Lanze. Suko erwartete jeden Augenblick den tödlichen Stoß, die alles zerfressende Helligkeit, doch nichts geschah. Er spürte nur, wie sich das Totem erwärmte. Weit riß Suko die Augen auf.

Vor sich sah er den Höllenreiter. Maringo wollte nicht begreifen, daß seine Magie nicht gewirkt hatte. Er hatte sein Pferd auf die Hinterhand gerissen und ließ es auf zwei Beinen tänzeln.

»Wer bist du?« brüllte er. »Warum entgehst du meinen Angriffen?«

Suko antwortete. »Die Magie des Großen Manitou hat mich immun gegen dich gemacht.«

Maringo fluchte. »Manitou, wer ist das schon? Ich bin größer. Hinter mir steht die Macht der Hölle!«

Suko lachte ihn aus. »Das Gute übertrumpft immer das Böse. Merke es dir, Maringo!«

»Ach, fahr zum Teufel!«

Wieder stieß Maringo mit der magischen Lanze zu. Er hatte geglaubt, Suko überraschen zu können, doch der Blitz wurde von dem Totem absorbiert.

Aber war das alles, was dieses Totem konnte? Besaß es nicht die Kraft zu einem Gegenangriff? Suko war enttäuscht. Schließlich hatte er die magischen Worte gesprochen. Der Höllenreiter wollte ihn jetzt niederzwingen. Er umritt ihn in einem wahnsinnigen Tempo. Staub wallte auf als dicke Wolken. Immer enger zog der Höllenreiter seine Kreise. Da geschah es!

Das Totem in Sukos Hand begann plötzlich zu glühen. Es strahlte an der Spitze rot auf, wirkte wie ein übergroßes Rücklicht. Noch bevor es seine volle Intensität entfalten konnte, begann es zu rotieren. Es drehte sich immer schneller, bildete einen regelrechten Flammenkranz, und der Höllenreiter riß sein Pferd zurück. Hoch stellte der Rappe auf.

Maringo schrie Gegenbeschwörungen. Er ahnte, was auf ihn zukam, stieß verzweifelt mit seiner magischen Lanze zu, doch der Zauber des Totem war stärker. Er schützte den Chinesen.

Urplötzlich löste sich der Flammenkranz auf. Er fiel nicht zusammen, nein, er zerfaserte nach allen Seiten. Wie Kometen rasten kleine Flammenzungen in den grauen Himmel, drehten sich, als sie ihren höchsten Punkt erreicht hatten, und bildeten drei Schlingen. Drei Lassos!

Suko wußte mit einemmal, wie die Magie des Großen Manitou wirkte. In rasender Geschwindigkeit wirbelten die Lassos dem Erdboden zu, suchten ihr Ziel und fanden es. Maringo!

Der Höllenreiter wollte fliehen. Verzweifelt hämmerte er seinem Pferd die Hacken in die Weichen. Der Rappe bäumte sich noch höher auf. Trompetenhaftes Wiehern jagte in die Nacht. Feuer leckte aus den Nüstern wie Flammen aus einem Schneidbrenner, doch das alles nützte dem Dämon nichts mehr. Die Lassos waren auf ihn programmiert.

Sie fielen. Wurden immer schneller und schafften es. Das erste feurige Lasso legte sich um den Oberkörper des Höllenreiters, wurde wie von unsichtbaren Fausten zusammengezogen und umspannte den Dämon. Auch die Arme waren gefangen, so daß Maringo keine Chance mehr hatte, sich zu befreien.

Ein Ruck – und er fiel vom Pferderücken. Hart prallte er in den Staub. Er wälzte sich herum, wollte den Druck sprengen. Er schaffte es nicht. Das zweite Lasso wirbelte auf das Pferd zu. Der Rappe floh, doch dicht vor dem zerstörten Zaun wurde er von der Schlinge erfaßt.

Wie auch sein Reiter, so krachte das Pferd schwer zu Boden. Es schlegelte mit den Hufen, wollte sich aufrichten, doch die magische Kraft der Schlinge war stärker. Breitbeinig stand Suko auf der Stelle und hielt das Totem fest umklammert.

Noch schwebte ein drittes feuriges Lasso in der Luft. Und auch diese Schlinge näherte sich rasend schnell dem Boden.

Das Ziel war Maringo.

In Windeseile rollte es sich um die Beine des Höllenreiters, die Schlinge zog sich zusammen und preßte die Beine aneinander.

Jetzt war Maringo bewegungsunfähig. Sukos Feind lag vor ihm im Staub. Gefesselt mit zwei magischen Schlingen.

Der Chinese ging auf seinen Feind zu. Kein Muskel regte sich in seinem Gesicht. Maringo war zwar gefesselt, aber noch lebte er, und noch wußte Suko nicht, wo ich mich befand. Den Trumpf hatte Maringo.

Vor ihm blieb der Chinese stehen. Suko senkte den Kopf, und ihre Blicke trafen sich.

Nicht ein Fünkchen Triumph oder Freude war in Sukos Augen zu

lesen. Ernst schaute er den Höllenreiter an.

Maringo lag auf dem Rücken. Die beiden leuchtenden Lassos schnürten ihn ein. Sein Gesicht war verzogen, bildete eine Grimasse. Vielleicht aus Wut oder Schmerz – Suko wußte es nicht. Es war ihm auch egal. Er wollte nur eins. Mich befreien.

»Du hast verloren, Maringo!« stellte Suko fest. Seine Stimme klang sachlich, ohne Emotionen. »Du befindest dich in meiner Hand. Ich kann mit dir machen, was ich will.«

Maringo schrie dem Chinesen etwas entgegen, was der nicht verstand. Es klang wie ein Fluch.

Suko ließ sich nicht beirren. »Du hast den Zauber des Großen Manitou unterschätzt, Maringo, bist wehr- und hilflos. Ich könnte dich töten. Irgendwie würde ich es auch schaffen.« Jetzt blitzte es zum erstenmal in den Augen des Höllenreiters auf. Suko stellte fest, daß der Dämon Angst hatte. Er sprach weiter.

»Wie gesagt, ich könnte dich töten, aber ich will dir eine Chance geben.«

Maringo antwortete, doch das schrille Wiehern des Rappen übertönte die Worte. »Was hast du gesagt?«

»Warum willst du mir das Leben schenken?« ächzte der Dämon.

»Weil ich auf ein Tauschgeschäft aus bin. Deine Freunde lassen John Sinclair frei. Wenn er neben mir steht, wirst auch du wieder dorthin zurückkehren, woher du gekommen bist. Überlege dir den Vorschlag gut. Lange warte ich nicht.«

»Niemals!« kreischte der Höllenreiter. »Niemals werde ich darauf eingehen!«

»Dann willst du für alle Zeiten sterben?« Maringo schwieg. Er keuchte nur noch. Sukos Blick glitt über ihn hinweg. Es war fast völlig dunkel geworden. Der Widerschein der magischen Schlingen schimmerte auf den Gesichtern der beiden Feinde. Fern im Westen, über den Schwarzen Bergen, blitzte es. Ein Wärmegewitter kündigte sich an.

»Nun?« fragte Suko. »Wie hast du dich entschieden?«

»Ich brauche Bedenkzeit.« Maringo versuchte, den Chinesen hinzuhalten.

Suko schüttelte den Kopf. »Nein, darauf lasse ich mich nicht ein. Ich sitze am längeren Hebel. Du wirst dich sicherlich durch geistigen Kontakt mit deinen Freunden in Verbindung setzen können, sofern sie nicht schon wissen, was hier geschehen ist. John Sinclairs Leben gegen das deine. Eine andere Wahl gibt es nicht.«

Der Höllenreiter knurrte und fauchte. Er focht innerlich einen harten Kampf mit sich aus. Nachgeben wollte er nicht, denn er wußte, was ihn dann erwartete. Sie würden ihn verachten. Er würde ein Nichts werden im Reich der Dämonen. Davor fürchtete er sich. Aber er blieb

dann zumindest am Leben. Andererseits traute er dem Chinesen und dessen Magie zu, ihn in den Tod zu schicken. Wie sollte er sich entscheiden? Es wurde ihm abgenommen.

Plötzlich vernahm Suko hinter sich ein leises Lachen. Er wirbelte herum.

Eine Gestalt schälte sich aus der Dunkelheit. Eingehüllt in einen langen schwarzen Umhang. Er war kaum zu sehen, und nur die hellen Augen in dem dunklen Schädel erinnerten Suko daran, daß dort jemand stand. Der Schwarze Tod!

***

Noch nie hatte ich so um das Leben meines Freundes Suko gebangt wie in diesen schrecklichen Augenblicken. Ich gab ihm keine Chance mehr, die magische Lanze würde ihn vernichten wie viele andere vorher.

Doch dann sah ich den Gegenzauber. Entdeckte die drei Lassos, die sich hoch in die Luft schwangen und mit nahezu tödlicher Sicherheit ihre Ziele fanden. Rasend schlug mein Herz. Die Fingernägel gruben sich tief in das Fleisch der Handballen. Der Schweiß lief mir in Strömen über das Gesicht. Ich war gebannt. Und der Kampf ging weiter.

Der Höllenreiter versuchte, alles einzusetzen, doch die Weiße Magie war stärker. Er kam nicht dagegen an. Doch ich war der einzige, der sich freute. Neben mir erstickte der Spuk fast an seiner Wut.

Er stieß schlimme Flüche aus, in einer Sprache, die ich nicht verstand. Dann sagte er zu mir. »Er hat ihn besiegt. Er hat den Höllenreiter besiegt!« Der Spuk stöhnte. »Wer hat ihm geholfen?«

Hinter mir standen noch immer die vier apokalyptischen Reiter. Die Pferde scharrten mit den Hufen. Sie waren unruhig geworden. Auch sie hatten die Niederlage erlebt. Würden die Reiter sich rächen? Ihre Rache an mir auslassen? Wenn ja, mußte ich mir schnellstens etwas einfallen lassen. Aber erst einmal redete Suko. Er schlug dem gefangenen Höllenreiter ein Tauschgeschäft vor. Mein Leben gegen das des Dämons.

Ich hielt den Atem an. Würden die Mächte der Finsternis auf diesen Handel eingehen?

»Niemals!« kreischte der Spuk. »Niemals gebe ich Sinclair her. Ich lasse ihn zerreißen…« Er stieß noch weitere Drohungen aus, ich beachtete sie nicht.

Das Geschehen auf der Dimensionsleinwand war im Augenblick wichtiger.

Und dort sah ich plötzlich meinen Erzfeind auftauchen. Der Schwarze Tod erschien.

Er befand sich in Sukos Rücken, der Chinese bemerkte ihn nicht, bis

der Schwarze Tod ihn ansprach. Da wirbelte Suko herum.
Etwas war auch mir klar. Wenn sich jemand nicht auf den Handel einließ, dann war es der Schwarze Tod. Er ging keine Kompromisse ein, opferte lieber, aber sein grausames Ziel gab er nicht auf.
Doch wie entrann ich dann dieser Jenseitswelt? Es gab nur eine Möglichkeit.
Ich mußte mich auf den Dimensionsschirm stürzen, hineintauchen in die Unendlichkeit der Zeiten und darauf hoffen, daß ich dort herauskam, wo auch Suko war. Eine andere Alternative gab es nicht! Fünf Schritte höchstens trennten mich von dem transzendentalen Tor. Eine Distanz, die sich überbrücken ließ, wenn man schnell war. Ich war es.
Einen Blick über die Schulter riskierte ich. Zwei der Reiter konnte ich sehen. Auch sie hatten nur Augen für den magischen Bildschirm. Ich hoffte, daß die anderen beiden ebenso abgelenkt waren.
Tief holte ich Luft. Zählte bis drei… Dann startete ich.
Ich legte alles, was ich hatte, in den Spurt hinein, nutzte die Überraschung aus, war schon drei Schritte vor, ehe sich hinter mir meine Gegner rührten.
Dicht vor meinen Augen tauchte die Leinwand auf. Ich stieß mich ab. Es war ein gewaltiger Sprung. Ich hechtete durch die Luft, hatte die Arme weit vorgestreckt. Die Fingerspitzen berührten die magische Leinwand. Gab sie nach? Ja!
In meinem Rücken hörte ich noch die wütenden Schreie, dann tauchte ich ein, war verschwunden und wurde gefangen vom Wirbel der Dimensionen…

***

Glasklar gab der Schwarze Tod Suko seine Meinung zu verstehen. »Es wird nichts aus dem Tauschgeschäft«, sagte er bestimmt. »Sinclair bleibt gefangen!«
»Dann wird Maringo sterben«, antwortete Suko.
Der Schwarze Tod lachte hart. »Ich kann es nicht ändern, aber Sinclair ist mir wichtiger!«
Der Höllenreiter hatte das Gespräch mit angehört. Als er merkte, daß er geopfert werden sollte, brüllte er auf. »Nein, ich will nicht!« Seine Stimme kippte über. Er wand sich in den magischen Fesseln. »Ich will frei sein. Gib Sinclair frei!«
Der Schwarze Tod blieb hart. »Niemals. Schon lange bin ich hinter ihm hergewesen. Ein paarmal hat er mir ein Schnippchen schlagen können, jetzt ist er gefangen. Und du, Maringo, hast ebenfalls nachgelassen. Deine Kraft war früher stärker. Ich brauche dich nicht mehr, Höllenreiter. Ich habe Sinclair. Er wiegt vieles auf.«
Suko sah seine Felle davonschwimmen. Sein Blick irrte zwischen dem

am Boden liegenden Maringo und dem Schwarzen Tod hin und her. Letzterer hatte ihm die Regie aus den Händen genommen. Jetzt wurde nach seiner Pfeife getanzt. Und das war schlimm.

Der Schwarze Tod kümmerte sich nicht mehr um seinen ehemaligen Leibwächter. Er war für ihn bereits gestorben. »Dein Spiel ist zu einem Selbstschuß geworden, Chinese«, sprach er zu Suko. »Du hast vergessen, daß du es hier nicht mit deinesgleichen zu tun hast. Dämonen reagieren immer anders, als ihr es euch vorstellt. Kompromisse gibt es nicht. Auch deine Chancen sind dahin, Chinese. Ich werde dich töten.«

»Und mich befreien!« schrie Maringo.

»Vielleicht!« Der Schwarze Tod schritt jetzt auf Suko zu. Mein Freund mußte zurück. Er hielt weiterhin das Totem umklammert, hob jetzt den rechten Arm und versuchte, die Magie des Totems zu aktivieren. Er hatte keine Chance!

In der Ferne wetterleuchtete es noch immer. Ein dumpfes Grollen war zu hören, dessen Schall über den samtblauen Himmel getragen wurde und in der Ferne verklang. Das Gewitter näherte sich.

Im Zickzack fuhr ein Blitz dem Erdboden entgegen, wenig später rollte der Donner. »Begleitmusik für deinen Tod, Chinese«, sagte der Dämon.

»Du stehst allein, von John Sinclair darfst du keine Hilfe erwarten.«

»Wirklich nicht?« ertönte hinter dem Schwarzen Tod eine Stimme. Sie gehörte mir!

***

»Joohhhnnn!«

Noch nie hatte ich diesen befreienden Aufschrei aus Sukos Mund gehört. In diesem Schrei lag all das, was er in den letzten Stunden durchgemacht hatte.

Angst, Verzweiflung, Hoffnung…

Ich hatte die Reise durch die Dimensionen gut überstanden und war genau dort herausgekommen, wo ich wollte.

Am unmittelbaren Ort des Geschehens.

Der Schwarze Tod stieß ein undefinierbares Geräusch aus.

Auch er war geschockt. Er hatte mich schließlich in seinem Reich gewähnt. Eingefangen wie eine Fliege im Spinnennetz.

Jetzt zerbrach diese Vorstellung.

Aber nicht nur er war geschockt, sondern auch Maringo, der Höllenreiter. Doch er überwand seinen Schrecken schnell.

»Löse mir die Fesseln!« schrie er dem Schwarzen Tod zu.

»Noch habe ich genügend Kraft, Sinclair zu besiegen!«

Der Schwarze Tod war noch zu perplex, um sofort handeln zu können. Er mußte sich erst auf die neue Situation einstellen.

Im direkten Kampf war er stärker als wir, daran gab es nichts zu rütteln, er konnte uns mit einem Fingerschnippen besiegen.

Das wußten Suko und ich.

Aber wir erhielten Hilfe.

Von einer Seite, mit der wir nie gerechnet hatten. Es war so unwahrscheinlich und unglaubhaft, daß ich es jetzt noch nicht fassen kann.

Am Himmel erschien ein riesiges Gesicht!

Wir sahen es durch das Netz von Blitzen schimmern, und ich hatte das Gefühl, als würde es das gesamte Firmament einnehmen. Eine Gänsehaut rann mir über den Rücken, als ich nach oben starrte.

Und doch war das Gesicht keine Fratze. Es erschien mir ebenmäßig, zeigte Güte und Strenge in einem. Unzählige Falten zogen sich wie leuchtende Striche durch das Antlitz. Nase und Kinn waren ausgeprägt, ebenso die hochstehenden Wangenknochen.

Am Himmel schwebte das Gesicht eines weisen, uralten Indianers. Und für mich kam nur einer in Frage, dessen Geist ich so projiziert sah. Manitou!

Ich flüsterte den Namen, sprach ihn ehrfurchtsvoll aus. Daß ich damit recht hatte, bewiesen die nächsten Sekunden. Der Schwarze Tod schrie auf.

»Manitou!« brüllte er, streckte den Arm dem Himmel entgegen und ballte die rechte skelettierte Hand.

»Ja«, erschallte eine laute Stimme. »Ich bin es in der Tat. Ich habe die Unendlichkeit der Dimensionen verlassen, um in die Geschicke der Erde einzugreifen. Maringo hat genug angerichtet, er soll durch deine Hilfe nicht noch stärker werden.« Suko und ich beobachteten gespannt den Dialog.

»Willst du mir drohen?« schrie der Schwarze Tod.

»Auch das. Aber in erster Linie will ich dich warnen. Zieh dich zurück, und überlasse den Höllenreiter mir!«

»Niemals!« schrie der Schwarze Tod. Er kreiselte herum, daß sein Umhang wie eine Fahne wehte. Plötzlich spreizte er die skelettierten Finger.

Im nächsten Moment fielen die Fesseln. Die leuchtenden Lassos verschwanden.

Maringo konnte sich wieder frei und ungehindert bewegen. »Kämpfe!« brüllte der Schwarze Tod ihn an. »Der Sieg gehört uns, der Schwarzen Magie!«

Einen Atemzug später war die Hölle los! Ich stand dem Höllenreiter am nächsten. Wie vom Katapult geschleudert, sprang er auf die Füße.

Auch das Pferd jagte hoch und warf sich wiehernd herum. Maringo suchte seinen Rappen, das Pferd lenkte ihn für ein paar Sekunden ab, und so erhielt ich meine Chance. Ich sprang ihn an.

Im letzten Augenblick schleuderte er seinen Körper herum. Ich sah in das Gesicht mit dem blutroten V auf der Stirn, dann prallte ich gegen ihn. Gemeinsam fielen wir zu Boden. Nur im Unterbewußtsein hörte ich den Schrei und das helle Wiehern des Pferdes. Jetzt mußte ich kämpfen, alles daransetzen, um zu gewinnen.

Mit beiden Fäusten umklammerte ich Maringos rechtes Handgelenk, riß den Arm hoch und zog den Höllenreiter schwungvoll auf die Füße. Er versuchte, sich aus meinem Griff zu drehen, doch ich hielt eisern fest. Wenn es ihm gelang, mich mit der magischen Lanze zu treffen, war es um mich geschehen. Er aktivierte sie.

Eine Handbreit von meiner Brust entfernt wischte der Blitz vorbei und bohrte sich in den Boden.

Ich gab nicht nach, preßte ihm mein Knie in den Rücken und drückte ihn so zurück.

Wild schlug er mit der linken Hand um sich, traf mich ein paarmal hart, doch ich biß die Zähne zusammen und kämpfte weiter. Zoll für Zoll drehte ich seinen Arm. Mir war plötzlich die Idee gekommen, wie ich ihn besiegen konnte. Auch Maringo ahnte, was ich vorhatte. Er keuchte wild und drückte gegen meinen Griff. Nicht nachgeben! hämmerte ich mir ein. Nur nicht nachgeben!

Und ich schaffte es. Winkelte den Arm so weit nach innen, daß die Spitze der Lanze genau auf seine Stirn zeigte. Maringo hatte nichts mehr entgegenzusetzen. Wahrscheinlich war er durch die Lichtlassos so geschwächt worden, daß er seine Kräfte nicht mehr entfalten konnte. Ein Ruck – und…

***

Der Schrei war gellend.

Ich ließ den Höllenreiter los und warf mich nach hinten. Nur weg aus der unmittelbaren Gefahrenzone. Hochaufgerichtet stand der Höllenreiter da. Seine Haut schimmerte plötzlich durchsichtig. Die Lanze war ihm in den untoten Körper gedrungen. Ich sah, wie sie bis in die Fußspitzen raste. Dann erfolgte eine grelle Lichtexplosion, ein letzter markerschütternder Schrei – und Maringo war nicht mehr.

Keuchend warf ich mich herum.

Suko lag auf dem Boden. Vor ihm hatte sich der Rappe auf die Hinterbeine gerichtet. Mit den Vorderhufen zielte er auf meinen Freund. Die Nüstern blähten sich. Jeden Augenblick konnte der Feuersturm daraus hervorbrechen. »Suko!« schrie ich.

Mein Freund rollte sich über den Boden und schnellte dann weg von den tödlichen Hufen. Es wäre nicht mehr nötig gewesen.

Urplötzlich brach das Pferd zusammen. Es schlug noch mit den Beinen, hob den Kopf, wieherte ein letztes Mal und wurde zu Staub. Geschafft! Oder?

Aber da waren noch der Schwarze Tod und Manitou, sein Gegner.

»Sieh doch, John!« rief Suko. Angespannt blickte er an mir vorbei. Ich drehte mich.

Zum erstenmal in unserem Leben erlebten Suko und ich den Kampf zweier dämonischer Todfeinde…

***

Es war ein einmaliges Schauspiel! Faszinierend, gewaltig und makaber zugleich. Zwei Geister der oberen Rangstufe bekämpften sich. Der eine gut, der andere schlecht. Wer würde gewinnen?

Suko und ich waren zu Statisten degradiert, schauten aus sicherer Entfernung zu und drückten dem Geist des alten Indianers die Daumen.

Der Schwarze Tod griff an. Er spielte seine Magie aus, die er bis ins kleinste Detail beherrschte. Aus seiner Faust schoß plötzlich eine Leuchtspur in den dunklen Himmel, nahm Kurs auf das Gesicht, zerfaserte kurz zuvor und breitete sich wie ein Blutregen aus.

Der Dämon lachte. »Das war die erste Kostprobe!« rief er. »Und die nächste folgt sogleich.«

Ein gewaltiges Rauschen war zu hören. Weit über uns mußte ein höllischer Sturm toben, der alles hinwegfegte, was sich ihm in den Weg stellte.

Die roten Tropfen und das Gesicht waren plötzlich verschwunden.

Neben mir atmete Suko schwer. Ich murmelte einen Fluch. Der Schwarze Tod aber wandte sich uns zu. »Jetzt gebt acht!« schrie er, breitete seine Arme aus – und…

Plötzlich war das Gesicht wieder da. Und die Donnerstimme. »Nimm das, Verfluchter!« Etwas Helles raste aus dem Himmel. Unheimlich schnell. Der Schwarze Tod reagierte zu spät. Ich sah noch den riesigen Tomahawk, der mit der Schneide zuerst auf seinen Schädel zuflog.

Ich schloß die Augen.

Der Boden erbebte. Wir spürten die Druckwellen und konnten uns nicht mehr halten.

Dann sprach wieder der große Geist. »Steht auf«, rief er, »der Schwarze Tod ist verschwunden, heimgekehrt in seine Dimension. Meine Waffe hat ihn angekratzt. Es wird etwas dauern, bis er seine Wunden geleckt hat.«

»Danke!« rief ich zurück, hob den Blick und vermeinte, ein Lächeln auf dem Gesicht zu sehen.

Dann war es verschwunden.

Zehn Sekunden später brach das Gewitter los. Als der Regen niederrauschte, hatte ich das Gefühl, er würde all das Grauen hinwegspülen, das wir in den letzten Stunden durchgemacht hatten.

Suko trug die immer noch ohnmächtige Jill Cannighan auf seinen

starken Armen.

Nebeneinander gingen wir in den Ort hinein.

***

Drei Tage wurden Suko und ich in Hickory festgehalten. Das FBI interessierte sich für uns. Der Geheimdienst ebenfalls. In einem abhörsicheren Raum wurden wir verhört. Dort legte ich die Karten auf den Tisch. Washington wurde eingeschaltet. Ich sprach mit dem stellvertretenden CIA-Direktor. Es wurde ein langes Gespräch. Dann hielten andere Rücksprache mit Scotland Yard. Am Abend des dritten Tages waren alle Unklarheiten beseitigt. Für die Presse gab es eine offizielle Erklärung. Das Wissen um das, was wirklich geschehen war, blieb nur einigen Einheimischen vorbehalten.

Eine Nacht wollten wir noch in Hickory schlafen und uns dann auf die Rückfahrt begeben.

Ich sehnte mich nach London. Sogar nach dem verdammten Nebel.

In einem nach Western-Art aufgezogenen Saloon fanden wir Herby. Er war der Held des Tages und von Reportern umringt. Schließlich hatte er uns geholfen. Die Geschichte, die er daraus machte, war noch phantastischer als unser Abenteuer. Er erzählte von UFOs und grünhäutigen Lebewesen, gegen die er gekämpft hatte.

Schnell verließen wir das Lokal. Ich suchte nach dem Medizinmann. Er war nicht mehr da.

Ein Stammesbruder berichtete mir, er wäre in die Wüste gegangen. Allein.

Auf der Straße traf ich mit Suko zusammen. Es herrschte wieder mächtig Betrieb. Die Musikautomaten dröhnten und spien die Westernklänge in die Nacht. Menschen vergaßen schnell.

Uns ging es jedoch anders. Wir konnten so leicht nicht vergessen. Der Schwarze Tod hatte zwar diesmal wieder eine Niederlage einstecken müssen, aber nicht durch meine Hand, sondern durch die eines Mächtigeren.

Ich fragte mich, ob ich wirklich in der Lage war, ihn und die anderen Dämonen zu besiegen. Mit Suko besprach ich das Problem. Er war da optimistischer. »Es wird bestimmt irgendeine Waffe geben, mit der du den Schwarzen Tod besiegen kannst.«

»Aber welche?«

Suko hob die Schultern. »Keine Ahnung.«

Ich zog an meiner Zigarette und schaute dem Rauch nach. »Irgendwann werden wir sie finden«, sagte ich und fügte leise hinzu: »Da bin ich mir fast sicher…«

ENDE